Die Zukunft.

Berlin, den 29. Dezember 1900.

Prozeß Sternberg.

Ein dunkler Abend; der dritte vor der Wiederkehr der Weihnacht, in der einst die Menschenliebe den Menschen geboren worden sein soll. Kein Weihnachtwetter; das Licht spiegelt sich in Pfützen und ein gräulicher Dunst steigt von den nassen Straßen auf, durch die dichte Schaaren sich geschäftig vorwärtsschieben. Und doch sieht man mehr vergnügte Gesichter als sonst in der mürrischen Spreestadt; ein Aufleuchten der alten Julluft erhellt den sternlosen Abend. Jeder trägt sich eine Freude heim, die er Verwandten, Freunden, Dienern am Krippentage bereiten will, Jeder fühlt sich, als den Bescherer, heute froher und besser als im hastigen Drang der Alltäglichkeit und stampft, im zufriedenen Sinn die Wirkung der gewählten Geschenke erwägend, mit seinen Packeten durch den Wind und das sachte Regengetropf. Ists von den Heilandswundern das kleinste, daß der Christnacht Nahen nach neunzehn Jahrhunderten noch die Menschen auf Stunden wenigstens gütiger stimmt, sie des Gebens Seligkeit wieder empfinden lehrt und aus harten Herzen sogar die Mitleidensfähigkeit vorlockt? .. Vom Südwesten her, aus dem Hauptquartier der Schwarzen Kunst, kommen Rufe näher, Männer, Knaben quetschen sich durch das Wagengewirr und die Fußgängerschaar und heisere Stimmen schreien, vom Brummbaß bis zum schrillsten Diskant, auf uns ein: „Das Urtheil im Sternberg-Prozeß!" Nie ward ein bedrucktes Blatt den Händlern gieriger aus der Hand gerissen. Acht Wochen fast währt nun die Spannung. Den Meisten dauerten die Plaidoyers schon zu lange. Keine prokuratorischen und advokatorischen Reden mehr: den Richterspruch wollen wir! Wie an festlicher Tafel die ungeduldige Jugend murrt: Keine Toaste mehr, — wir wollen jetzt tanzen! Endlich war es so weit, endlich

sittsamer Empörung das Opfer gefallen. Kaum irgendwo ein Auge, das nicht in grimmigem Behagen heller glänzte, da es nun las: Sternberg muß zwei Jahre im Zuchthause sitzen und ihm sind für fünf Jahre die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt. Das feuchte Blatt wird zwischen die Weihnachtpackete geschoben und die Zahl der vergnügten Gesichter wächst. Der „Jude" — der als Christ geboren wurde — muß also wirklich „'rin", wie es der Schutzmann Stierstädter schon so lange gewünscht hat. Christen und Juden, fromme Dualisten und allem Mythos feindliche Monisten finden einander in dem selben Gefühl. O Du selige . . .! Ein Mensch wird aus der Fülle des Glücks, von der Höhe moderner Macht herab in den Gerichtssaal gezerrt, Wochen, Monate lang an den Schandpfahl genagelt und, nachdem jeder ekelste Winkel seines wirren Sexuallebens vor allem Volke grell beleuchtet ist, in den Käfig gesperrt, wo er ein Ding, eine Nummer sein, mit geschorenem Haupt, ein mit dem Brandmal aus der Menschengemeinschaft Verstoßener, lebendig im Grab hausen wird, — und die Zuschauer jauchzen, als sei ein Nachtalb von ihrer Brust gelöst. Sind sie plötzlich, die sich so oft lächelnd mit dem Unrecht abfanden und die unsaubere Hand des Rechtbrechers drückten, von fanatischer Leidenschaft für die Idee der Gerechtigkeit ergriffen worden, schwärmen sie wieder, mit Hegel, für die Strafe als Negation der Negation, als Affirmation des Rechtes? Oder sehen sie, im Sinn Beccarias, einen mit Jubel zu begrüßenden Akt erfolgreicher Nothwehr darin, daß Herr August Sternberg unschädlich gemacht ist? In finsterer Zeit dachte Bossuet, der doch so streng wie der strengste Kirchenvater sein konnte, mitleidig, so oft er zur Heiligen Jungfrau den Blick hob, der Unglücklichen, die in den Kerkern seufzen, und in der Welt Dostojewskijs und Tolstois ist der Verbrecher, den die Staatsgewalt in eisernen Klammern hält, heute noch der Unglückliche, nach dessen Schuld Keiner mehr fragen, den Keiner mehr mit seinem Haß peitschen darf. In Westeuropa ist die Massenpsyche grausamer geblieben. Das giebt ihr Kraft, giebt ihr die Rücksichtlosigkeit, ohne die der harte Kampf mit dem Leben in Sansara nicht zum Sieg führen kann. Wer Welthandel und Weltpolitik treiben will, muß sein Herz gegen die den Eroberermuth lähmende Nazarenermilde waffnen, sein Ohr dem Ruf des Mitleidigen verschließen: Misereor super turbam! Immer noch gilt das Wort des Bischofs von Meaux, die Politik Jesu Christi stehe zu der im Reich der Weltlichen herrschenden, in unüberbrückbarem Gegensatz. Auch die selige, Gnaden bringende Weihnachtzeit kann über die Kluft keine Brücke schlagen . . . „Zwei Jahre Zuchthaus! Der Kerl hats reichlich verdient! Schnell noch zu Wertheim,

ehe geschlossen wird!" Ungefähr im Tonfall des Dons, der in froher Erregung seiner Dame zuruft: „Zwei Tote in der Quadrilla! Ich laufe nur rasch noch ins Kaffeehaus, um den Bericht über die Corrida zu lesen." Beiden klingt, in Berlin wie in Madrid, schon leises Bedauern in die Freude; das Kampfspiel hatte die Nerven ein Weilchen aus der Schlaffheit gereizt.

Doch vielleicht stammt diesmal das Wohlgefühl aus einer reineren Region. Leibniz sagt in seiner Theodicee: Il y a une certaine sorte de punitions qui n'a point pour but l'amendement, ni l'exemple, ni même la réparation du mal. Cette justice n'est fondée que dans la convenance qui demande une certaine satisfaction pour l'expiation d'une mauvaise action. Cette justice punitive qui est proprement vindicative ... est toujour fondée dans un rapport de convenance qui contente non seulement l'offensé, mais encore les sages qui la voyent, comme une belle musique ou une bonne architecture contente les esprits bien faits. Das mag es sein: der ästhetische Genuß an einem schönen, laut zum Massenempfinden sprechenden Werk, ein durch die lange Furcht vor dem Mißlingen noch gesteigerter Genuß. Da war ein Mann mit vielen Millionen dunklen Ursprungs, ein Mann, von dem man seit Jahren munkelt, er sei, ohne daß ihm die Wimper zuckte, über Leichen hinweggeschritten. Aus Goldfäden hat er ein Netz gesponnen, hinter dem er sich ganz sicher wähnt, ein dichtes Metallgewebe, das den Arm des Rächers abwehren soll. Doch dieser Arm ist stark: er zerreißt mit kräftigem Ruck das Gespinnst und greift mit dem Sünder die Helfershelfer, deren ungeduldige Gier die glitzernden Maschen gelockert hat. Die Hybris des Millionärs glaubte, Alles wagen zu dürfen, Alles kaufen zu können. Ein unvorsichtiger Schritt weniger und ein Ruchloser stand am Ziel seines Ehrgeizes. Nun hat ihn ein Streich gefällt, von dem er sich nie mehr erholen kann. Das Kameel ging nicht durch das Nadelöhr, der Reiche kam nicht in den erträumten Himmel. Des Schauspiels Schluß tröstete die Armen, die unter dem Christbaum nun sich selbst und den Nächsten die gute alte Weisheit aufbauen konnten, daß Keiner Gott sammt dem Mammon zu dienen vermag. Das war doch die schönste Weihnachtbescherung, die man sich nur wünschen konnte. Ein Millionär kommt ins Zuchthaus und — noch ein Licht am grünen Baum der Hoffnung! — vier ungetreue Bankhäuptlinge sind aus der Sonne der Gunst und der Ehren hinter Schloß und Riegel gebracht.

Die Menschen sind sehr edel geworden. Der Sieg des Rechtes freut ihre Seele, wie gute Musik ihr Ohr, feine Baukunst ihr Auge freut. Man

hatte bisher die Zahl Derer unterschätzt, die nur, weil ihre Hand zu rein, ihre Lebensauffassung zu vornehm war, nicht achtzehn Millionen zusammenrafften. Jetzt erst zählt man die Häupter der Hehren; und sehet: die Zahl ist Legion. Das neue Jahrhundert, dessen Beginn diesmal nicht der Bundesrath, sondern die Vernunft dekretirt, konnte nicht herrlicher eingeweiht werden. Bald wird der Tiger friedlich neben dem Lämmlein grasen.

* * *

Ueber den achtwöchigen Prozeß wäre ein ganzes Buch zu schreiben. Nicht etwa, weil er ungeahnte Unsittlichkeiten enthüllt hat — schon vor hundert Jahren hat Pierre Bayle, der den Sueton und den Pentateuch, die Kirchenväter und die Geschichte Karls des Neunten kannte, den ewigen Vorwurf wachsender Unzucht verspottet —, sondern, weil er in die verschiedensten Gebiete unserer staatlichen und gesellschaftlichen Kultur erhellende Strahlen sandte. Es ist immer wichtig, zu prüfen, wie eine Gesellschaft gegen den Bruch der Konvention, die sie Rechtsordnung nennt, reagirt. Und wir haben merkwürdige Symptome der Zerrüttung, der Unreife und Fäulniß gesehen. Ein adeliger Polizeidirektor, der Neffe eines Mannes, der einst Kommandeur des Gardecorps war, nimmt von einem unsauberen, mißachteten Spekulanten Darlehen und Geschenke an, fördert heimlich mit seiner Autorität Leute, deren Schuldner er ist, und schleicht sich schließlich schamhaft, vielleicht von der Angst vor der Entdeckung noch unbekannter Fehltritte gejagt, aus dem Leben. Ein Kriminalkommissar drängt den Freunden eines schwerer Delikte Angeklagten seine verbrecherischen Dienste auf und benutzt ihm untergebene Beamte zu Ermittelungen im Interesse der ihn überreichlich besoldenden Partei. Ein Schutzmann, der seinen persönlichen Haß gegen den Angeklagten nicht verbergen kann, unterhält mit Belastungzeuginnen regen Verkehr, verspricht ihnen, sich, wenn sie brav bei der Wahrheit bleiben, später bei wohlthätigen Anstalten für sie zu verwenden, und sättigt sich an den feisten Leibern zweier Frauenzimmer, gegen die er am selben Tag in einer Kuppeleisache amtlich vorzugehen hat. Im Bewußtsein solcher Thaten und im Gefühl einer Unbestechlichkeit, die in Preußen bisher nicht als besonderes Verdienst galt, stellt er vor Gericht einen Vertheidiger barsch zur Rede und verkündet, ohne Widerspruch zu wecken, nur die Polizei habe das Recht, Personen, die ihr verdächtig sind, durch ihre ehrenwerthen Agenten beobachten zu lassen. Und über diesen Schutzmann wird von einem Staatsanwalt das — nicht nur als stilistische Leistung erstaunliche — Urtheil gefällt, er sei „wie der Phönix aus der Asche gestiegen". Der selbe Staatsanwalt, der sich

während der Beweisaufnahme geschickt und energisch zeigte, hatte vorher zwei beim Landgericht zugelassene Rechtsanwälte schwer beleidigt; die eine Beleidigung revozirte er glatt, für die andere, die den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit enthielt, verweigerte er Genugthuung, weil der Vorwurf „nicht persönlich gemeint gewesen sei". In seinem Schlußvortrag parodirte er die Sprechweise des abwesenden Justizrathes Sello, die Geberden und die hohe Stimmlage einer Angeklagten. Als er geendet hatte, sagte sein Chef, er habe in seinem Leben selten, vielleicht nie ein glänzenderes Plaidoyer gehört. An dieses Lob schloß sich die Behauptung, die Staatsanwaltschaft sei die „objektivste Behörde im Staat", sie sammle mit absolut gleichem Eifer das entlastende und das belastende Material, eine Ausnahme sei dem Oberstaatsanwalt — der sich übrigens taktvoll benahm — nie bekannt geworden und die Stellung dieser Behörde sei nach unserer Strafprozeßordnung auch nicht im Geringsten günstiger als die der Vertheidigung. Wirklich? . . Die Zuschauer blickten einander verwundert an. Wochen lang hatten sie den steten Verkehr zwischen dem Gerichtshof und dem Staatsanwalt gesehen, die auf gleicher Höhe so dicht zusammen sitzen, daß der forensisch Unerfahrene sie gar nicht unterscheiden kann. Bald hatte der Staatsanwalt, der nicht aufstand, wenn er Zeugen befragte oder sonst in die Verhandlung eingriff, sich auf seinen Spazirgängen über den Stuhl eines Richters gebeugt und dem Aufhorchenden Etwas ins Ohr geflüstert, bald hatte der ihm benachbarte Landgerichtsrath den Vertreter der Anklage in ein leises Gespräch gezogen. Manchmal war ein Richter, der in einer anderen Sache die Untersuchung führte, in den Saal getreten und, nach kurzer Verständigung mit dem Staatsanwalt, zum Vorsitzenden gegangen. Jedesmal wurde die Sitzung dann für ein paar Minuten unterbrochen; und man wußte schon: jetzt kommt ein Geständniß, eine gegen früher veränderte Zeugenaussage. Die Vertheidiger forderten Einblick in die Untersuchungakten, deren Inhalt ja gegen ihren Klienten verwerthet werde; die Anträge wurden abgelehnt, die Hauptzeugin und der Hauptvertheidiger während der Verhandlung vor den Untersuchungrichter gerufen, der sie Stunden lang vernahm. Jeden Tag konnte man erwarten, dieser Richter werde auch den Angeklagten rufen lassen, ihn — vielleicht in einem Vorverfahren gegen die Kupplerin Grete Fischer — als Zeugen vernehmen und durch den Hinweis auf den Meineidparagraphen zum Geständniß oder zu überführenden Retizenzen bringen. Das geschah nicht; immerhin wurde in foro schon die Frage erörtert, ob die Vertheidiger ihren Mandanten für unschuldig hielten — nächstens müssen sie in solchem Fall da-

rüber vielleicht als vereidete Zeugen aussagen — und welches Honorar ihnen verheißen sei. Der Untersuchungrichter verhörte, konfrontirte und protokolirte; das Ergebniß seines Bemühens legte er dann sofort dem Staatsanwalt vor, der es nach Belieben im Schwurgerichtssaal verwenden konnte. Die Vertheidiger erfuhren nicht, wie dieses Ergebniß entstanden war, durften die Akten nicht sehen. Nach solchen Vorgängen war es wirklich recht schwer, der Ansicht des Oberstaatsanwaltes beizustimmen. Selbst Otto Mittelstaedt, der Jahrzehnte lang ein gefürchteter Staatsanwalt war, hat, als er in der Maske des Numerius Negidius die Prokuratur gegen heftige Angriffe in Schutz nahm, nicht behauptet, die Stellung dieser Behörde sei nicht günstiger als die der Vertheidigung; er hat sogar den Wunsch angedeutet, „eine Reform des Strafrechts in großem Stil" möge die aus Frankreich stammende Einrichtung beseitigen. Den Vertheidigern wurde gesagt, ihre „mehr oder minder feierlichen Erklärungen" machten nicht den mindesten Eindruck, den Sachverständigen, sie hätten „das Vergnügen, hier Wochen lang sitzen zu dürfen, der Vertheidigung zu danken;" und schließlich wurde der Justizrath Sello, der bisher als ein besonders würdiger Vertreter seines Standes galt, der Begünstigung verdächtigt und vom Vertheidigertisch weggetrieben, weil seine Aussage von der des Kriminalkommissars Thiel abwich, der sich früher Herrn Luppa dringend zur Bestechung empfohlen und sich jetzt des schwersten Verbrechens im Amt schuldig bekannt hatte. So wurde dem Angeklagten der Vertheidiger genommen, der ihm der werthvollste schien. Doch schlimmer als diese Symptome, die zeigten, wie unsicher die Bestimmung der den an der Rechtsprechung Mitwirkenden gezogenen Grenzen noch immer ist, war der Anblick, den die Beweisaufnahme täglich bot; an einem Schulbeispiel sah man da, daß es zwischen Menschen, die dem selben Volk angehören, die selbe Sprache sprechen, dem selben Gesetz unterthan sind, keine Möglichkeit der Verständigung giebt. Die in getrennten Kastenbezirken Wohnenden können nicht zu einander kommen. Das erklärt die meisten Konflikte, erklärt auch die harten Worte, die vom Gerichtstisch auf den Angeklagten herniederprasselten. In Ländern mit einheitlicher Kultur hat der Beschuldigte, haben seine Vertheidiger einen besseren Stand. Ist es wirklich nöthig, einem Menschen, der mit letzter Kraft um sein Leben kämpft, jedes Zufallswörtchen, das er nicht ganz vorsichtig wählte, so dick anzukreiden, einen Wehrlosen barsch zu schelten? Die Aufgabe, die unsere Strafprozeßordnung dem Vorsitzenden stellt, ist kaum zu bewältigen und es muß für einen von dieser Bürde Bedrückten sehr schwer sein, immer ruhig zu bleiben. Und doch darf er gerade gegen diese schwerste Pflicht niemals

fehlen; nie, unter keinen Umständen, darf er, der im Gerichtssaal allmächtig ist, dem waffenlos, hilflos, schutzlos vor ihm Stehenden billige Nachsicht versagen. Ein alter Richter, der sich Justus Clemens nannte, hat einmal geschrieben, „der Vorsitzende erscheine bei uns äußerlich nicht als Unparteiischer, sondern als Mitkämpfer des Anklägers." Um so sorgsamer müßte auf diesem Platz jedes Wort vermieden werden, das dem Affekt entstammt. Der Mensch, der den Menschen richtet, soll — schon Sheridan hat an diese Pflicht erinnert — selbst im Zürnen stets mild und freundlich bleiben.

Der Satiriker, der dem Ministerium Pitt so unbequem war, rief einst im Parlament: Legal guilt must be established by legal proof. Die Reichsstrafprozeßordnung hütet sich vor dem dunklen Begriff eines „gesetzlichen Beweises"; sie sagt: „Ueber das Ergebniß der Beweisaufnahme entscheidet das Gericht nach seiner freien, aus dem Inbegriff der Verhandlung geschöpften Ueberzeugung". Im Prozeß Sternberg hat die Beweisaufnahme einen ganz ungewöhnlichen Umfang erreicht. Während unsere überbürdeten Richter sonst mit der Zeit geizen, wurden hier Tage lang Zeugen verhört, die nur anderer Zeugen Glaubwürdigkeit stützen oder erschüttern sollten; Zeitungartikel, die mit dem Beweisthema nichts zu thun hatten, wurden verlesen und umständlich kritisirt; anonyme Briefe führten zu neuen Vorladungen; oft konnte man glauben, nicht Sternberg und Genossen, sondern deren Vertheidiger säßen auf der Anklagebank; Hintertreppenklatsch und Kleinbürgersentimentalität nahmen nicht selten lange Stunden in Anspruch; ernsthafte Leute prüften ernsthaft die Frage, ob ein Rechtsanwalt wirklich den aberwitzigen Plan ausgeheckt habe, bei einem Strafsenat des Reichsgerichts einen Bestechungversuch zu machen; Frieda Woyda wurde mindestens fünfzigmal ermahnt, ihre entlastende Aussage zurückzunehmen, „der Wahrheit die Ehre zu geben", „an die tote Mutter zu denken"; und die „Geständnisse" der Dirnen, die eben noch frech gelogen und sich in ihrer ganzen Haltung als hybride Geschöpfe gezeigt hatten, wurden als löbliche Regungen einer nach Läuterung strebenden Natur ohne Bedenken hingenommen. Alle Sachverständigen, alte und neue, erwähnen die Unwahrhaftigkeit als einen wichtigen Wesenszug der Prostituirten. Der sanftmüthige Parent-Duchatelet sagt: „Der Hang zur Lüge ist bei den Dirnen allgemein verbreitet; bis zum Beweis des Gegentheils muß man ihre Angaben immer für unwahr halten; sie lügen oft ohne jeden Grund und Zweck". Carlier: „Verlogenheit ist ein Berufsmerkmal der Prostituirten." Lombroso: „Diese Frauenzimmer haben eine unwiderstehliche Neigung zur Lüge und kommen, in ihrer steten

Furcht vor irgend einer sie schreckenden Autorität, endlich dahin, in den kleinsten wie in den größten Dingen unwahr zu sein." Tarnowskij: „Eine mitunter ganz grundlose, rein krankhafte Verlogenheit ist ein Grundfehler der meisten Prostituirten; deshalb glaubten schon die Römer weder dem Wort noch dem Eid solcher Zeuginnen." Die berliner Richter waren anderer Meinung: ihr Urtheil beruht auf den Aussagen zweier Straßendirnen niedersten Ranges. Das hatten Sternbergs Vertheidiger gefürchtet; sie sagten sich: Diese schon von Natur unzuverlässigen, haltlosen Mädchen werden, weil sie hoffen, sich bei der über ihrem Geschick wie eine mystische Macht thronenden Polizei dadurch beliebt zu machen, ohne Gewissensbedenken den Angeklagten belasten, werden wenigstens, um den Millionär zu kirren, zunächst gegen ihn aussagen und dann warten, bis für ihr Zeugniß ein annehmbarer Preis geboten wird. Deshalb sollten Detektives und Agentinnen das Vorleben der zur Belastung aufgebotenen Dirnen, Kupplerinnen und Absteigequartierwirthinnen durchschnüffeln, deren kleine und große Sünden vor der Hauptverhandlung ans Licht ziehen und so das ganze Gesindel als unglaubwürdig aus dem Wege räumen. Der Mühe blieb der Erfolg versagt. Das Reich der Prostitution ist dem Graukopf in der Richterrobe eine allzu fremde Welt. Als eine der zugänglichen Jungfrauen behauptete, sie habe den Namen eines Herrn, der öfters zu ihr kam, nicht gekannt, wurde der Vorsitzende ärgerlich. „Sie scheinen den Gerichtshof für grenzenlos leichtgläubig zu halten. Sie sagen doch selbst, der Herr sei mehr als einmal gekommen! „Ach, Herr Präsident, mich besuchen so viele Freunde!" „Aber die Namen müssen Sie doch wissen!" Andere Mädchen wurden an die göttliche Weltordnung erinnert und aufgefordert, in sich zu gehen und ihr „besseres Selbst" sprechen zu lassen. Folgte solcher Ermahnung eine belastende Aussage, dann hatten die Richter gewiß das gute Bewußtsein, eine verirrte Menschenseele auf den Pfad zum Heil geleitet zu haben. Das Dirnlein aber saß fünf Minuten danach neben einer Freundin und kicherte mit noch verweinten Augen über irgend eine Zotengeschichte. Wie soll ein ehrbarer Bürger sich in solcher psychopathischen Wirrniß zurechtfinden? Da ist ein Mann, dem die widrigsten Sexualverirrungen nachgewiesen und dessen Freunde bei den Versuchen ertappt worden sind, Zeugen zu beeinflussen oder direkt zu bestechen, die dann erst durch warnende oder drohende Rede zum Geständniß gebracht werden konnten. Frieda Woyda bleibt zwar beim Widerruf ihrer belastenden Aussage, doch den Richtern drängt sich der Analogieschluß auf, auch dem Kinde sei Geld gegeben oder versprochen worden. Das Gericht entscheidet nach seiner freien Ueberzeugung,

erklärt die Aussagen der Woyda und der Fischer für falsch, die der Callies und der Schnörwange für wahr und schickt den Angeklagten ins Zuchthaus.

Mancher hat sich selbst wohl die Frage gestellt, ob der Beweis ausreichend, der Angeklagte nicht gerade in den Fällen, die ihn ins Zuchthaus bringen, unschuldig war. Am Ende hat die Woyda doch in der ersten Verhandlung, um Sternbergs Börse zu lockern, gelogen, in der zweiten die Wahrheit gesagt; am Ende war der Brief, der dem Gerichtshof das Bekenntniß einer reuigen Seele schien, wirklich nur ein Erpressungversuch der dicken Fischer. Auf Grund solcher Zeugnisse Zuchthausstrafe?.. Doch die Bedenken währten nicht lange. „Der Kerl hats reichlich verdient!" Wenn nicht jetzt, so doch früher; wenn nicht durch geschlechtliche, so doch durch geschäftliche Sünden. Und lauter als jedes andere Gefühl regte sich die Freude über die Niederlage Mammons. Zwei Polizeibeamte konnten der Versuchung nicht widerstehen. Aber die Möglichkeit solcher traurigen Vorgänge soll, wie der Eifer der Offiziösen meldet, schnell und für immer beseitigt werden. Und schließlich ist der Staatskörper ja gesund und Jeder muß nun merken, daß man mit Geld noch nicht Alles erreichen kann. Der Millionär wurde gehaßt, die Vernichtung des Millionärs wird bejubelt. Gierig hatte der Haufe sich an ihn gedrängt, ein Theilchen des güldenen Hortes zu erbeuten gehofft. Alle haben den großen Trüger betrogen. Seine Detektives haben ihn mit albernem Geklätsch bedient, seine Dirnen waren wider ihn zum Erpresserwerk verbündet, der bestochene Kriminalkommissar gab für schweres Geld werthlose Auskünfte. Fast hätte der Mann, den sein Prozeß viele Hunderttausende kostet, ohne Vertheidiger auf der Anklagebank gesessen. Es war die Tragikomoedie des Millionärs. Und jetzt zeigt sich, daß die Zahl Derer Legion ist, die nur, weil ihre Hand zu rein, ihre Lebensauffassung zu vornehm war, nicht achtzehn Millionen erwarben.

* * *

Zwischen Weihnachten und Neujahr geht es oben stets ein Bischen lebhaft zu. Großreinmachen und Inventur. Zwei Putten, die sich schon aufs Baumplündern freuen, begegnen einander vor einer Wolkenspalte.

„Was ist denn in Deutschland wieder los? Ein Fest?"

„Nein. Ein Prozeß."

„Eins von Beiden mußte es sein. Aber weshalb der Lärm?"

„Es waren so unsittliche Sachen. Nichts für Kinder. Und doch von Kindern. Keiner hatte so was für möglich gehalten."

„Sind Die jetzt so tugendhaft?"

„Und der Sünder war ein furchtbar reicher Mann und den Leuten verhaßt, weil er nicht nach der evangeliſchen Lehre gelebt hatte.“

„Sind Die jetzt ſo fromm?“

„Müſſen wohl. Ich hatte unten zu thun. Ueberall war davon die Rede und mein Herz freute ſich der Worte, die mein Ohr vernahm. Wie das Walten der Vorſehung ſich offenbart habe. Wie wenig ein Schatz, den Roſt und Motten freſſen, dem Heil der Seele zuträglich ſei. Wie nothwendig die ſtrengſte Strafe war. Die Menſchen ſind im Grunde doch viel beſſer, als wir hier oben glauben, weil zu ſelten Einer in den Himmel kommt. Der Herr hat freilich ganz ſonderbar gelächelt, als ich mit meinem Bericht vor ihn hintrat, und dann den Michael rufen laſſen. Aber ich denke doch . . .“

Vom Olymp kam auf ſeinem Wagen Plutus hergejagt. Er warf dem Knaben die Zügel zu, lachte im hellſten Tenor und rief, während er abſtieg:

„Nun wird ſich gleich ein Gräulichſtes ereignen;
Hartnäckig wird es Welt und Nachwelt leugnen:
Du ſchreib es treulich in Dein Protokoll!

Der Goethe, der mich ſo reden ließ, war nicht ganz dumm. Das wäre was für ihn geweſen. Die Heuchler hatte er ſein Leben lang beſonders gern. Wißt Ihrs ſchon, Kinder? Im deutſchen Land haben ſie mich entthront. Die Gottheit des Reichthums wird nicht mehr anerkannt. Kalokagathie! Ungeheure Hauſſe in edlen Gefühlen. Meldet mich raſch, damit ich berichten kann, wie auch ich nun vom Nazarener beſiegt und aus dem Erbe vertrieben bin. Merkt Euch das Datum. Es iſt keine Kleinigkeit. Eben noch hieß es, an allen Altären werde zu mir gebetet, das Reich, die Macht und die Herrlichkeit ſeien mein, die Zeiten des goldenen Judenkalbes übertroffen. Nun iſt Alles aus. Denkt dran: 1900 wars, im Dezember... Und wenn ich Euch nachher nicht mehr ſehen ſollte: Proſit Neujahr, Ihr gläubigen Kinder!“

Sonderbare Erwerbszweige.

Der Erwerbssinn des Menschen treibt oft sonderbare Blüthen. Seine normale Befriedigung erlangt er durch die Ausübung eines der allbekannten herkömmlichen Berufe, wobei es freilich schon Varianten genug giebt und die Thätigkeit bald mehr erfinderisch und spekulativ ausfällt, bald mehr an der Routine klebt; daneben giebt es aber auch Erwerbsgattungen, die mehr im Verborgenen gedeihen und daher nur Wissenden zugänglich sind oder sonst etwas Apartes an sich haben, sei es durch die Neuheit des Objektes, die Art des Betriebes oder sonst was immer. Sie sind oft ein deutlicher Beweis dafür, wie erfinderisch der Erwerbstrieb macht, und die Menschen, die sie ausüben, gleichen häufig den Pflanzen, die das unscheinbarste Fleckchen Erde, die dünne Schicht auf einem Felsenvorsprung ausnützen, um Wurzeln zu schlagen und dort Nahrung und Existenz zu suchen. Wir sehen dabei aber auch, welchen weiten Spielraum in der Erwerbswirthschaft die Spekulation einnimmt, die wahrlich nicht blos im großen Geschäftsleben zu finden ist; auch armsälige, kümmerliche, mittellose Individuen haben ihre Gedanken und stellen ihre Beobachtungen an, wo ein besonderer Verdienst herauszuschlagen ist, wo man ernten kann, ohne viel gesät zu haben.

Paris, die große Weltstadt mit dem vielen Glanz und dem vielen Elend, giebt einen vortrefflichen Stoff für solche Betrachtungen über Seitenwege und Nebenpfade ab, die der menschliche Erwerbstrieb einschlägt. Es ist daher auch nicht auffällig, daß sich häufig schon französische Autoren mit der Schilderung solcher Eigenthümlichkeiten des Erwerbslebens beschäftigt haben. Noch Keinem aber war es vergönnt, sie auch nur einigermaßen erschöpfend zu erfassen. Vielleicht sind einige Mittheilungen über Aelteres und Neues aus der einschlägigen Literatur von allgemeinerem Interesse.

Eine ehrenvolle Erwähnung soll dabei zunächst Privat d'Anglemont finden. Privat war ein Schriftsteller und Journalist, der Ende der fünfziger Jahre in Paris starb; in ihm steckte viel von einem Bohemien und mit dem Drange eines solchen nach Neuem und Ueberraschendem durchwanderte und durchforschte er Paris bis in die entlegensten Winkel. Von seinen Arbeiten, die meist Früchte dieser pariser Streifzüge sind, gehört vornehmlich die hierher, die den Titel „Les industries inconnues“ trägt; sie schildert eine Reihe von Persönlichkeiten mit mehr oder minder anormalen Erwerbsverhältnissen. Privat war bei seinen Durchquerungen von Paris zu dem Ausspruch gelangt, daß, wenn man ihm sagte, in irgend einer entfernten Straße lebe ein Mann davon, aus den alten Monden Messergriffe zu machen, er es glauben würde. Ein bemerkenswerther Typus ist eine Frau, deren Schicksal er uns vorführt. Ihr Mann, der Kenntnisse in der Chemie besaß, hatte ihr einmal, als sie

zusammen in einem bescheidenen Gasthaus speisten, beim Anblick der auf dem Teller zurückbleibenden ausgepreßten Citrone gesagt, ein kluger Mensch könne mit Dem, was an solchen Schalen in Paris fortgeworfen wird, sein Glück machen, und an diesen Ausspruch erinnerte sich die Frau, als sie kurz darauf Wittwe wurde und mittellos dastand. Ihr gelang es, an den Stätten, wo Austern genossen werden, mit Kellnern und anderen Bediensteten Verbindungen anzuknüpfen, sie sammelte Citronen- und Orangenschalen, wo sie deren habhaft werden konnte, und brachte es schließlich dazu, zwanzig Arbeiterinnen mit dem Zerschneiden und Verpacken der Waare beschäftigen zu können, die in Liqueurfabriken und ähnlichen Geschäften guten Absatz fand. Privat vermittelt uns noch andere Bekanntschaften; er zeigt uns viele Personen, die einen ansehnlichen Erwerb auf Etwas gründeten, das Andere achtlos bei Seite liegen lassen, oder, wie sich eine davon ausdrückt, ihre Aehre auf einem Felde finden, das ein Anderer schon abgeerntet hat. Wir treffen da eine Aufkäuferin der Speisereste in den Restaurants, die daraus neue Portionen, wenn auch einigermaßen gemischten Inhalts, macht; einen Händler mit altem Brot, der aus den bei Gastwirthen, Lumpensammlern u. s. w. erstandenen Brotabfällen Thierfutter oder zerriebene Rinde und geröstete Schnitten für Küchenzwecke fabrizirt; einen Dritten, der den im Freien stationirten Marktfahrerinnen bei der Kälte Füllung für ihre Wärmflaschen liefert; eine Dame, die in großem Stil Seidenbänderabschnitzel zu Charpie zerzupfen läßt, um aus der gewonnenen flockigen Seide ein Ersatzmittel für Eiderdaunen herzustellen; einen Schlangenjäger, der seine Beute als Waldaale dem Konsum zuführt. Daneben beschreibt Privat allerdings auch Personen, deren Erwerb sich dauernd in den Niederungen bewegt, während es zum Beispiel der Händler mit altem Brot zu großem Vermögen gebracht haben soll. Es giebt keinen dummen Beruf, hatte dieser Schlaukopf im Gespräch mit unserem Schilderer des pariser Lebens bemerkt, der die Worte mit dem Zusatz ergänzte: „die etwa ausgenommen, die sich an den Geist, statt an den Magen wenden; die Menschheit denkt wenig und selten, sie ißt aber immer und viel". Privat schließt seine Darstellung, bei der man freilich nicht immer sicher ist, was wirkliche Beobachtung und was nur Causerie und journalistischer Aufputz ist, mit der Anführung des sonderbarsten unter allen von ihm entdeckten Erwerbszweigen, nämlich mit der Erwähnung eines Mannes, der von seinen lyrischen Gedichten lebte.

Anders als Privat hat das Problem der anormalen Berufszweige Barberet zu behandeln unternommen, dessen Werke auch schon in die Gegenwart reichen. Barberet wollte im weitesten Sinne Arbeit und Erwerbsthätigkeit in Frankreich schildern; unter dem Titel „Die Arbeit in Frankreich" sollten dabei die bekannten, festes Bürgerrecht besitzenden Industriezweige dar-

gestellt werden und nebenbei war, als Ergänzung, eine Beschreibung der noch ungeregelten Erwerbszweige in Aussicht genommen, also solcher, die auf neuen Kombinationen beruhen und sich erst einen festen, gesicherten Platz im Erwerbsleben und in der Gesellschaft erobern wollen; endlich sollten auch die Erwerbsgattungen, die nicht vollauf den ehrlichen Namen der Arbeit verdienen, ja, ihr zum Theil geradezu entgegengesetzt sind, nicht übergangen werden. Dieser groß angelegte Plan ist nicht ganz durchgeführt worden; das Hauptwerk hat zwar mehrere Bände, ist aber unvollendet; dagegen liegt das letzte Stück als „La Bohême du travail“ vor.

Die Menschen, die darin behandelt werden, haben keinen eigentlichen Beruf. Wohl haben auch sie sich anzustrengen und zu plagen, aber nicht, wie Andere, bei einer Arbeit, sondern im Gegentheil, um nicht arbeiten zu müssen; sie leben von Einfällen und Kunstgriffen, von ihrer Findigkeit und hüten ihre trucs häufig als Geheimniß, — hauptsächlich wohl, weil diese trucs oft nicht durchaus ehrlicher Art sind. Mit scharfem Blick wird jede Schwäche der menschlichen Natur, jeder Zufall, jede Lücke im Dienst der Polizei wahrgenommen, wenn Aussicht vorhanden ist, dabei einen Profit oder auch nur ein Profitchen herauszuschlagen. Natürlich sind in Barberets Sammlung sehr verschiedenartige Typen vertreten, harmlose und bedenkliche Erwerbsgattungen, einträgliche und kümmerliche, und eben so ist das Menschenmaterial sehr vielgestaltig. Alle Typen aber sind dem Großstadtmilieu entnommen.

Wir finden da zunächst die Aufwecker. Sie haben die Pflicht übernommen, Personen, die früh morgens pünktlich zur Stelle sein müssen, rechtzeitig zu wecken; die übliche Taxe — ein Sou pro Person — trägt nicht übermäßig viel ein, die Aufwecker besorgen daher auch am Tage Mancherlei, gewisse Kommissionen für ihre Kunden oder sonstige kleinere Geschäfte; sie verkaufen Zeitungen oder stellen sich bei den Markthallen und Magazinen auf, um Trägerdienste zu leisten, — vorausgesetzt, daß die Last nicht zu schwer ist. Sehr bedenklich ist manchmal schon der Hundehandel und Hundefang. Eine Rolle spielen dabei die Hundescheerer, die über das vorhandene werthvolle Material gut Bescheid wissen. Braucht nun der Händler eine bestimmte Art, so wendet er sich an die Hundescheerer, die, wenn sie sich auch im Interesse ihres eigenen Geschäftes nicht exponiren wollen, schon wissen, wie durch Hilfskräfte ein Hund der gewünschten Art zu beschaffen ist. Der Fang selbst ist auf verschiedenen Wegen möglich; manchmal bedarf es längerer Zeit, um auszuforschen, wann der in Aussicht genommene Hund spaziren geführt wird, wann er Freiheit erhält, manchmal gelingt es aber auch, ihn von der Leine wegzustehlen. Gestohlene Hunde werden auch dem Eigenthümer als angeblich verlaufen wiedergebracht; die treuherzig vorgetragene Erzählung des ärmlich gekleideten Finders, er habe sich aus Mitleid des

armen Hundes angenommen und ihn so gut wie möglich gepflegt, verbunden mit den Liebkosungen des über seine Rückkehr freudig erregten Thieres, treibt den Hundebesitzer dann, dem ehrlichen Manne mit klingender Münze zu danken. Werthvolle Hunde werden auch verkauft und vorher nach Möglichkeit durch Scheeren, Färben, Ohrenstutzen unkenntlich gemacht; im schlimmsten Fall wird das Thier als herrenlos aufgefunden dem Schinder eingeliefert und auch dabei fallen dann noch ein paar Sous ab. Mit dem Gewerbe der Straßenmusikanten geht es abwärts; dagegen blüht das den Wohlthätigkeitsinn noch unmittelbarer angehende der Bettler. Armuth ist ein Zustand, Betteln ist eine Position, hat ein französischer Schriftsteller gesagt; und ein anderer nannte die Weltstadt an der Seine das Paradies der Bettler. Aber deshalb darf man doch nicht glauben, daß die Gaben ganz von selbst fließen; auch dazu ist eine gewisse Thätigkeit nöthig. Um bei der großen Konkurrenz beachtet zu werden, muß man z. B. natürliche Vorzüge künstlich steigern. So trägt der professionelle, in Wahrheit einarmige Bettler eine lange Blouse und setzt sich so, daß nur ein Bein zu sehen ist, er also den Anschein eines doppelt Verstümmelten erweckt. Einige Mühe verursacht namentlich der Dienst als wandernder Bettler; man muß dabei Straßen ablaufen und Kilometer machen. Bequemer ist der Beruf, wenn es gelingt, einen einträglichen Standplatz zu erobern; am Bequemsten haben es aber die Bettler, die gerieben genug sind, sich das Almosen ins Haus bringen zu lassen. An Abwechselungen reich, aber nicht immer mühelos ist die Existenz der als „Bummler" (Galvauds) zusammengefaßten Menschengruppe. Das sind Männer von einigermaßen vernachlässigtem Aeußeren, die vor Güterbahnhöfen, Magazinen und ähnlichen Orten herumstehen, um den Parteien beim Aufgeben und Abholen von Gepäckstücken ihre Dienste anzubieten; wenn man freilich nicht vorsichtig im Voraus den Preis dafür ausmacht, kommt man wesentlich theurer weg, als wenn man die Sache einfach einem Spediteur übergeben hätte. Den Wagen, die Ankömmlinge mit Gepäck von den Bahnhöfen fahren, eilen diese Leute im Trab nach, um beim Hinaufschaffen in die Wohnung behilflich zu sein. Sie wissen, im Bunde mit anderen Personen, namentlich solchen, die allerlei Gegenstände auf der Straße verkaufen, aus der Politik Gewinn zu ziehen: sie besorgen Manifestationen und Demonstrationen, stellen sich bei den Bahnhöfen auf, wenn Jemand eines Empfanges oder Abschiedsgeleites bedarf, bearbeiten Wähler, liefern die Claque in Versammlungen, besorgen das Ankleben der Maueranschläge u. s. w. An stürmischen Tagen empfängt man freilich dabei zuweilen Püffe, theilt aber auch welche aus. Herrlich waren die Zeiten des Boulangismus, wo ganze Brigaden von Galvauds und Berufsgenossen mobilisirt waren; gewöhnlich aber geht dieses Geschäft schlechter. Der echte Galvaud braucht zum Glück nicht viel; seine Kleider erbettelt er

bei Personen, denen er Dienste leistet, bei Metzgern erhält er nicht mehr recht verkäufliches Fleisch, an den Thoren der Kasernen einen Napf Suppe und im Sommer schläft er gern im Freien; einigermaßen belastend für das Budget des Galvauds scheinen nur die Ausgaben für Getränke zu sein.

Schon diese Angaben zeigen, daß es dem Buche Barberets weder an Stoff noch an Abwechselung fehlt; auf die mehr oder minder ausführlich behandelten Professionen der Blindenführer, der Kurpfuscher, der zu einer Art Ring vereinigten Auktionenbesucher u. s. w. will ich hier nicht eingehen; einzelne dieser Personenkategorien finden wir auch in einem anderen Buch wieder, in „Les industries bizarres“ von Paul Bory, dessen Sammlung aber auch neue Typen aufweist. Dürfen wir immerhin, ohne fürchten zu müssen, zu unhöflich zu sein, die Gesellschaft, mit der uns Barberet bekannt macht, eine gemischte nennen, so stimmen die „bizarren Industrien“ doch darin überein, daß bei ihnen die Regelmäßigkeit der Beschäftigung vorherrscht und die eigentlich betrügerischen trucs seltener sind.

Bizarr, aber gewiß nicht unehrlich oder bequem ist zum Beispiel der Erwerb eines von Bory geschilderten Mannes, der an Sümpfen, auf Wiesen, in Gemäuern nach Schlangen, Kröten, Fledermäusen und ähnlichem Gethier jagt, um Naturhistorikern die ihnen nöthigen Exemplare liefern zu können. Etwas bedenklicher schon, wenn auch nicht mühelos, sind manche der sich mit Verwerthung von Abgelegtem oder Abfällen befassenden Industrien, wie etwa die Renovirung alter Hüte; die Hygieniker werden diesen Erwerbszweig mißtrauisch betrachten und manche Täuschung von Kunden mag dabei mitunterlaufen. Zu allerlei bizarren Industrien geben die großen Markthallen Gelegenheit. Eine der wunderlichsten Beschäftigungen ist die der sogenannten Gaveurs, die sich zur Aufgabe machen, das durch den Transport oft erschöpfte, vielfach noch ganz jugendliche Geflügel zu füttern. Zu diesem Zweck nehmen sie eine tüchtige Portion nasser Körner in den Mund, öffnen den Thieren den Schnabel und blasen eine entsprechende Menge hinein. Auch die Hunde geben vielen Personen Arbeit und Verdienst, und zwar, zum Unterschied von den schon früher behandelten Fällen, zu einem solchen durchaus ehrlicher, wenn auch nicht eben anziehender Art; es genügt, die Natur walten zu lassen und Dem nachzuspüren, was dem nicht geschärften Blick zunächst nur als eine gewöhnliche Verunreinigung ohne besonderen Werth erscheint, was aber, da es sich für die Zwecke der Weißgerberei verwenden läßt, des Sammelns Mühe lohnt; ausgesuchte Stücke sollen sogar für die Gewinnung von Pepsin tauglich sein. Man will berechnet haben, daß ein gut überwachter Hund so viel produzire, daß von dem Ertrag die Hundesteuer bezahlt werden kann. Sollen wir dieser Berechnung mißtrauen? Hat nicht schon Pierre Leroux unter Berufung auf die Lehren der Chemie das Gesetz des Kreis-

laufes aufgestellt, wonach jeder Mensch nicht blos als Konsument, sondern auch als ein Produzent bestimmter Art erscheint und daher ein natürliches Recht auf Existenz hat? Die Erwähnung der Hunde erinnert uns auch an die eigenartige Gesellschaft, die an den Ufern der Seine ihrem Erwerb nachgeht und ihn zum Theil durch das Scheeren und Waschen dieser Vierfüßler findet. Auch andere Thiere — die Pferde — werden dort einer wohlthätigen Reinigung unterzogen und dabei giebt es wiederum einen Verdienst, da zahlreiche Kutscher, aus Abneigung gegen das Wasser in allen Formen, das etwas peinliche Geschäft gern besonderen Hilfskräften überlassen. Ferner giebt das Entladen der Schiffe Beschäftigung. Von den Wassermenschen leben wieder andere Leute; am Leichtesten hat es der Mann, der den „Tropfen" ausbietet, nämlich außer Schnäpsen verschiedener Art ein mit dem Namen Kaffee beehrtes Getränk, dessen Würze gewöhnlich durch die Beimischung eines Gläschens Cognac erhöht wird; die Stadt, deren Namen es trägt, hat dieses Gebräu natürlich nie gesehen, aber es ist beliebt, weil es die Gurgel tüchtig kratzt. Der Mann mit dem Tropfen kann, sagt man, auf den sichersten Absatz rechnen, nur, heißt es, droht ihm die Gefahr, daß er zu sehr den Geschmack seiner Kunden theilt und sich seine Waare zu genau besieht. Jeder ist sich selbst eben der Nächste.

Auch der bizarren Industrien giebt es zu viele, als daß hier eine vollständige Aufzählung möglich wäre. Nur von einem Beruf ist noch zu sprechen: von dem des Camelot, zu dessen Schilderung sowohl das Buch Barberets wie das Borys beitragen kann. So verbreitet dieser Typus im pariser Straßenleben ist: der Begriff steht doch nicht ganz fest. Im engeren Sinn gehört dazu nur der Verkäufer von allerlei Sachen und Sächelchen, Knöpfen, Bleistiften u. s. w. auf der Straße; im weiteren Sinn zählen noch mannichfache andere Geschäfte zum Wirkungskreis der Camelots. Dieses Schwanken des Sprachgebrauches hängt mit dem Schwanken des Erwerbes selbst zusammen: der echte, rechte Camelot widmet sich eben nicht dauernd einem bestimmten Erwerbszweig; er greift an, was gerade einen Gewinn erhoffen läßt, und macht unter Umständen heute etwas Anderes als gestern und am Morgen etwas Anderes als am Abend. Er verkauft Waaren, leistet Dienste, macht in Politik, wie es eben das Schicksal mit sich bringt. Dieser echte, nicht nur gelegentlich in die Reihen tretende Camelot plagt sich meist, arbeitet aber nie, verträgt Unbilden und Beschwerden, nur nicht die Disziplin der Werkstätte, er ist erfinderisch aus Noth, weil er häufig morgens nicht weiß, ob er den Tag über essen und abends eine Schlafstelle haben wird, er lebt auf der Straße, denn sie ist es, die ihm Nahrung verschafft, so verschiedenartige Formen sein Erwerb auch annimmt.

Die guten Verkäufer unter den Camelots sind nicht die armen Kerle, die ihr Schicksal schwer ertragen und mit verschämter Miene ihr Angebot

murmeln. Diese bekommen manchmal vielleicht ein Almosen, verkaufen aber nichts. Um Geld zu verdienen, muß man kundig, gerieben (dessalé) sein, die richtigen Artikel und die richtigen Stunden kennen und namentlich die Waare anpreisen können, — natürlich, denn meist handelt es sich ja um Artikel, die im Grunde Niemand braucht, die man aus Neugier und zum Zeitvertreib nimmt oder, um einen Zudringlichen los zu werden. Während des Karnevals verkauft der Camelot Confetti, wenn ein Hochzeitzug vorbeikommt, allerhand zur Festlichkeit passende Andenken, wenn die Auslosung der Rekruten stattfindet, patriotische Abzeichen, während der Kirchenzeit Heiligenbilder, am späten Abend transparente Karten und sonstige Scherzartikel für Herren, wenn die Pferderennen sind, Rennberichte, wenn die Zeitungen erscheinen, diese, wobei namentlich auf ein vielversprechendes Schlagwort beim Ausrufen Bedacht zu nehmen ist.

Neben diesen Camelots, die den Passanten nachlaufen und auch vom minder Geübten nicht mit Leuten comme il faut verwechselt werden können, giebt es aber auch solche höheren Ranges, die in feiner Kleidung operiren. Natürlich ist ihr Verfahren ein anderes. Da bleibt etwa ein besser gekleideter Herr mitten auf dem Trottoir stehen; er späht unruhigen Blickes um sich her; Neugierige sammeln sich in seiner Nähe. Wenn der Kreis groß genug ist, zuckt es plötzlich im Antlitz des Suchenden auf; er zieht, als ob er es plötzlich in seiner Tasche wiederentdeckt hätte, ein Stück Papier hervor. Das wäre nicht übel gewesen, ruft er aus; ich fürchtete schon, ein werthvolles Dokument, eine wunderbare Erfindung, verloren zu haben . . . die Ihnen zu erklären ich mir nun die Ehre geben werde. Diese Ankündigung genügt freilich, um mindestens die Hälfte der Umstehenden wieder zu verscheuchen. Unser Mann fährt aber unbeirrt fort: „Fliehen Sie nicht, meine Herren! Was ich Ihnen sagen will, ist von der größten Wichtigkeit. Ich will Ihnen nichts verkaufen, sondern Sie nur an meinem Glück theilnehmen lassen.“ Und so geht es weiter. Ein paar Leute sind doch neugierig, zu erfahren, was da herauskommen wird, bleiben stehen und ködern damit neue Ankömmlinge. Ist der Kreis wieder groß genug geworden, so rückt der Mann endlich mit der Wahrheit heraus: er bietet irgend eine unbedeutende Brochure oder irgend einen kleinen Artikel an. Einer der Zuhörer kauft, — zunächst nur ein Bundesgenosse, ein Gehilfe; das unbefangene Publikum dachte noch gar nicht daran, Etwas zu kaufen. Erst das Beispiel lockt. Vielleicht will auch der verkappte Helfershelfer mit einer größeren Münze zahlen, die zu wechseln einer der Herumstehenden gebeten wird, und diese Münze ist — zufällig — falsch . . . An solchen, obendrein nicht zur Regel gehörigen Kleinigkeiten dürfen wir uns bei der Beurtheilung der Camelots nicht stoßen. Jeder will und muß eben leben; und zu leicht wird es, wie diese Schilderungen zeigen, auch den Leuten der pariser Straßenindustrien nicht gemacht.

Sektionchef Dr. Victor Mataja.

Zwei Weltanschauungen.

„Jedes philosophische System ist, kaum zur Welt gekommen, schon auf den Untergang aller seiner Brüder bedacht, gleich einem asiatischen Sultan bei seinem Regirungantritt. Denn wie im Bienenstock nur eine Königin sein kann, so nur eine Philosophie an der Tagesordnung. Die Systeme sind nämlich so ungeselliger Natur wie die Spinnen, deren jede allein in ihrem Netze sitzt und nun zusieht, wie viele Fliegen sich darin werden fangen lassen, aber einer anderen Spinne nur, um mit ihr zu kämpfen, sich nähert. Die philosophischen Werke sind geborene reißende Thiere und sogar in ihrer Zerstörungsucht, gleich den Skorpionen, Spinnen und einigen Insektenlarven, vorzüglich gegen die eigene Spezies gerichtet. Sie treten in der Welt auf, gleich den geharnischten Männern aus der Saat der Drachenzähne des Jason, und haben bis jetzt, gleich ihnen, sich alle aufgerieben. Schon dauert dieser Kampf zweitausend Jahre: wird je aus ihm ein letzter Sieg und bleibender Friede hervorgehen?“

Die Geschichte des Ringens der Menschheit um die Erkenntniß und letzte Wahrheit der Dinge gleicht einem einzigen großen Schlachtfeld und einer wilden Metzelei. Wer könnte Schopenhauer in die Rede fallen und Das, was er eben uns sagte, Lügen strafen? Seit zweitausend Jahren und länger feiern Religionen und Philosophien ein einziges Konzil von Nicaea; mit geballten Fäusten und geschwungenen Knütteln stehen die Geister einander gegenüber und all unser Streben war immer darauf gerichtet, den Anderen des Irrthums und der Unwahrheit zu überführen, die Arbeit, die er verrichtet hatte, als werthlos und thöricht zu zertrümmern und unsere eigenen Erkenntnisse als unumstößliche Wahrheit aufzurichten. Nichts steckt uns so im Blut wie der Glaube an die Wahrheit, die unser ist, und an die Unwahrheit, die immer dem Anderen als Erbe zu Theil wird. Die Wahrheit fordert als Begleiterscheinung die Unwahrheit; und ein Recht giebt es nur, weil ihm ein Unrecht gegenübersteht.

Bald nachdem Schopenhauer jene Worte niederschrieb, kam jedoch eine andere und neue Erleuchtung über ihn. Nur wenige Seiten trennen die beiden Stellen von einander; und einer der Herausgeber unseres Philosophen hebt nachdrücklich hervor, daß beide einander völlig widersprechen. „Keine“, so sagt Schopenhauer da, „keine aus einer objektiven, anschauenden Auffassung der Dinge entsprungene und folgerecht durchgeführte Ansicht der Welt kann durchaus falsch sein, sondern sie ist, im schlimmsten Fall, nur einseitig: so zum Beispiel der vollkommene Materialismus, der absolute Idealismus u. s. w. Sie alle sind wahr; aber sie sind es zugleich: folglich ist ihre Wahrheit eine

nur relative. Jede solche Auffassung ist nämlich nur von einem bestimmten Standpunkt aus wahr; wie ein Bild die Gegend nur von einem Gesichtspunkt aus darstellt. Erhebt man sich aber über den Standpunkt eines solchen Systems hinaus, so erkennt man die Relativität seiner Wahrheit, Das heißt: seine Einseitigkeit. Nur der höchste, Alles übersehende und in Rechnung bringende Standpunkt kann absolute Wahrheit liefern. Demzufolge nun ist es zum Beispiel wahr, wenn ich mich selbst betrachte als ein blos zeitliches, entstandenes und dem gänzlichen Untergange bestimmtes Naturprodukt, — etwa in der Weise des Koheleth: aber es ist zugleich wahr, daß Alles, was je war und sein wird, Ich bin und außer mir nichts ist. Eben so ist es wahr, wenn ich, nach Weise des Anakreon, das höchste Glück in den Genuß der Gegenwart setze: aber zugleich ist es wahr, wenn ich die Heilsamkeit des Leidens und das Nichtige, ja Verderbliche alles Genusses erkenne und den Tod als den Zweck meines Daseins auffasse."

Wie der strahlend-weiße Blüthenkelch der „Königin der Nacht" geheimnißvoll um die Mitternachtstunde sich öffnet und die Finsterniß für wenige Stunden mit magischem Schein durchleuchtet, so glänzt der Stern dieser Erkenntniß in der schwermüthigen, von Todesseufzern erfüllten Nacht der schopenhauerischen Philosophie einmal auf, um jäh wieder auszulöschen. Im Geist des großen Denkers blitzt instinktiv, wie aus tiefsten Schachten unserer Natur hervorleuchtend, eine Erkenntniß auf, die etwas Weltumstürzendes an sich hat und sein eigenes Werk gleich einer Flamme verbrennt. Aber darum gerade erfaßt er nicht ihre Bedeutung, ahnt er nicht, welch eine Wunderblume in seinem Garten aufgesprossen ist, und geht achtlos an ihr vorüber. Sie spielt weiter keine Rolle in seiner Philosophie. Ein Blick auf das Lebenswerk Schopenhauers, — und wir bezweifeln nicht, daß der mächtige Wortführer der pessimistischen Weltanschauung zu jenen geharnischten Männern aus der Saat der Drachenzähne gehört, zu jener ersten Sorte von Philosophen, die ungesellig wie die Spinnen im grauen Netz ihres Systems sitzen und die anderen Spinnen und Fliegen grausam würgen und jämmerlich aussaugen. In den wilden Schlachtlärm seiner Welt, wo die Gegner fortwährend als Lügner, als Apostel der Unwahrheit, als Propheten teuflischer Irrthümer gebrandmarkt werden, klingt plötzlich wie aus ganz anderen Sphären, wie das heimliche Läuten versunkener Glocken, eine neue Erkenntniß hinein, die Stimme aus den Höhen, die Stimme des großen Gottesfriedens und wunderbarer Seligkeiten: „Alles ist wahr, Alles ist richtig; es giebt keinen Irrthum!"

In dem Augenblick, wo wir uns auf den Boden dieser Erkenntniß stellen, wo es uns gelingt, dieses Wort als Ausdruck des richtigen Weltbildes zu erfassen und zu begreifen, erscheint uns jener zwei- und mehrtausendjährige Kampf, den Religionen und Philosophien unablässig wider einander

geführt haben, als ein unendlich verworrener Streit, nur entstanden, weil Niemand den Anderen verstanden hat und verstehen konnte. Das wichtigste Bestreben jedes Denkers, die Meinung des Anderen zu kritisiren und zu widerlegen, wird damit von vorn herein als ein unfruchtbares Ringen gebrandmarkt und die Aufgabe der Philosophie besteht zunächst vielmehr darin, alle Anschauungen zu vereinigen und ihre Widersprüche als Scheinwidersprüche nachzuweisen.

Damit kommen wir jedoch schon über das Ziel einer bloßen Vereinigung, einer äußerlichen mechanischen Zusammenstoppelung aller Systeme weit hinaus. Wir suchen vielmehr in der platonischen Weltanschauung die aristotelische zu erkennen; und in Dem, was Spinoza, Berkeley und Schopenhauer sagen, liegt Alles eingeschlossen, was ihre Gegner und Antipoden Leibniz, Locke, Schelling, Hegel von der Welt behaupten. In Tolstois Weltanschauung ruht die ganze Lehre Nietzsches. Das weltfrohe Lied der epkurischen Religion klingt zusammen mit der schmerzlichen Weise des nazarenischen Christenthums. Das Samenkorn des schopenhauerischen Wortes fängt schon zu keimen und sich zu entwickeln an; einseitig nennt es materialistische und idealistische Weltanschauung; aber wenn diese Einseitigkeit zugleich auch wieder eine Allseitigkeit, wenn der Idealismus zugleich auch Materialismus wäre, und umgekehrt, etwa so, wie das Samenkorn auch die Pflanze, wie die Wurzel auch der Stengel ist? Da taucht eine neue Philosophie vor unseren Augen auf, die weit mehr ist als eine mechanische lose Vereinigung aller Systeme; wie ein lebendiger Organismus steht sie vor uns, vollkommen gleich den Gebilden und Schöpfungen der Natur, wie sie uns im Licht unserer Metamorphosen- und Entwickelunglehre erscheinen. Die nothwendige Weltauffassung dieser unserer Naturwissenschaft von heute giebt ja Goethe durchaus richtig wieder, wenn er Derer spottet, die von einem Inneren der Natur sprechen, — als wenn nicht alles Innere ein Aeußeres, alles Aeußere ein Inneres wäre, die Schale Kern und der Kern Schale. Genau so muß aber auch unsere Philosophie zu der Einsicht gelangen: wie das Samenkorn auch die Pflanze, der Stengel die Stengelblätter, der Kern die Schale ist, so ist auch alles Relative zugleich das Absolute und das scheinbar Einseitige wiederum ein Allseitiges. Alle unsere Begriffe umfassen zugleich ihren gegensätzlichen Begriff.

Mit schmerzlichem Zweifel fragt Schopenhauer, ob der ewige Krieg der Philosophien und Religionen wider einander jemals zu einem letzten Sieg und bleibenden Frieden führen könne. Aber gleich darauf ruft ihm auch schon eine Stimme, die nicht aus seinem eigentlichen Wesen und Werk hervorklingt, wie aus anderen Fernen eine Offenbarung reinster und höchster Versöhnungen zu: Alles ist wahr, Alles ist richtig; es giebt keinen Irrthum! Ob wir nun an das Wort glauben oder nicht: wir sind gewiß, daß es ein

wunderbares Friedenswort ist. Wäre diese Erkenntniß vielleicht jener letzte Sieg und bleibende Friede, nach dem Schopenhauer nur mit halben und unsicheren Hoffnungen auszuschauen wagte? Ist sie der Schlüssel zu einer letzten, Alles umfassenden Weltphilosophie und Weltreligion, in der organisch und harmonisch die Wahrheiten aller Glaubensbekenntnisse und Lehren zusammenklingen, wo in einer höheren Einheit Christenthum und Judenthum und Mohammedanismus, Brahmaweisheit und Buddalehre, Parsismus und Foismus, der Glaube an Gott und der Atheismus heiter zusammenfließen?

Keiner darf denken, ihm könne der Streit der Philosophen ganz gleichgiltig sein, für sein alltägliches Leben habe jener Skorpionenkampf, den Philosophien und Religionen ewig mit einander ausgefochten haben, gar keine Bedeutung. Unsere Weltanschauung ist immer unsere Welt selber!

Schopenhauer spricht von einem zweitausendjährigen wüthenden Kampf der philosophischen Systeme. Aber diese haßerfüllten Philosophien und Religionen sind nur Ausdruck dieser ganzen zweitausendjährigen Kultur. Genau wie diese ehrbaren Philosophen, so stehen wir ehrbaren Leute uns alle kampfbereit gegenüber, zerstören, was der Andere aufgebaut hat, sind immer von unserer eigenen Vortrefflichkeit und von der Schlechtigkeit des Anderen überzeugt, preisen die deutsche Gerechtigkeit, Sitte und Humanität und entrüsten uns über die Ungerechtigkeit, Niedertracht und Barbarei von ... Engländern und Chinesen. Der erbittertste Feind des Menschen ist der Mensch, fast alles Leid, das wir ertragen müssen, wird uns von Menschen zugefügt, und wenn wir nur die Uebel aus der Welt ausmerzen könnten, die sich die Menschen selbst in ihrem Wahnsinn und in ihrer Verworrenheit, in ihrer Unwissenheit und Thorheit bereiten, dann hätten wir uns befreit von der Mehrzahl und von den schlimmsten Uebeln. Der Haß und Streit unserer Philosophien und Religionen ist nichts als der Haß unseres ganzen Lebens. Völlig unfaßbar ist es uns beinahe, daß auch aus diesen unseren Lebenskämpfen je ein „letzter Sieg“ und „bleibender Friede“ hervorgehen könnte.

Aber wenn jene Philosophien und Religionen, die sich wie Skorpionen und Spinnen stets wider einander kehren, ein Ausdruck sind und eine Schöpfung dieser unserer rauhen barbarischen Welt von heute und seit Jahrtausenden, dann ist wohl auch jene andere Philosophie, für die es nur Wahrheiten und keine Irrthümer giebt und die nichts als eine organische Vereinigung aller dieser Wahrheiten sein will, eben so Ausdruck einer Wirklichkeitwelt und eines Lebens. Nur einer ganz anderen Welt und eines ganz anderen Lebens! Dort steter Kampf, Angst, Sorge, Verzweiflung, Neid, — hier eine Welt reinen Schauens und Genießens, seliger Vereinigungen und gluthvoller Ineinanderversenkungen, eine Welt großen Friedens, hoher Versöhnungen und ewiger Freiheiten. Ist diese Philosophie begreifbar und kann man sie glauben und für wahr halten, so ist auch diese Welt eine Wahrheit und Wirklichkeit.

Zwei Weltanschauungen stoßen in jenen Worten Schopenhauers auf einander. Zwei Welten stehen einander gegenüber.

Aber die Philosophie von der Wahrheit aller Anschauungen, von der Ueberwindung der Gegensätze und dem Ineinandersein der Dinge könnte unmöglich zum Siege gelangen, wenn sie nicht auch ihren eigenen Gegensatz zur Skorpionenphilosophie zu überwinden vermöchte und sich nicht selber in jener wiederfände. Sie ruht in ihr schon eingeschlossen, wie der Vogel im Ei. Ei und Vogel sind zwei Entwickelungformen des selben einzigen Dinges, das, weil es sich unablässig verändert und verwandelt, mit tausend Namen bezeichnet werden kann, also sowohl mit dem Namen Ei und dem Namen Vogel und dem Namen aller Zwischenformen noch. Aber ihm kommen auch alle diese Formen und Bezeichnungen zu; und nicht eine von ihnen deckt sich völlig mit seinem Wesen. Und so ist dieses Ding an sich einmal tausendnamig und ein anderes Mal namenlos. Es ist nach beiden Richtungen hin unaussprechlich, — es ist Tao.

Schopenhauers Vergleich mit der Betrachtung einer Landschaft, wobei das Auge fortwährend hin und her geht und unablässig neue Bilder und Eindrücke empfängt, trifft vollkommen die Sache. Unsere Erkenntniß ist etwas Wachsendes, stets sich Steigerndes, lebendig Fortschreitendes; in jedem Augenblick verändert sich ihr Standpunkt und Gesichtswinkel. Wie sich die Bilder der Landschaft fortwährend verändern und verschieben, alle Bilder aber richtig sind und sich zu einem Ganzen zusammenweben, so ist jedes Ding eine unendliche Kette von Formen und Namen und unsere Welt ist auf Ergänzungen aufgebaut und nicht auf Gegensätzen und Widersprüchen.

Unser ganzes heutiges Leben ist ein ewiger Streit der Meinungen wider einander, die nach all unseren Ueberzeugungen einander ausschließen, die sich als wahre und falsche Meinungen ganz und gar nicht mit einander vertragen können. Aber wenn wir so kämpfen und disputiren und zu keiner Uebereinstimmung zu gelangen vermögen, dann gleichen wir durchaus zwei Menschen, die auf der Höhe eines Berges stehen und von denen der Eine immer nach Osten, der Andere nach Westen blickt. Jeder von ihnen sieht, was der Andere nicht sieht; der Eine schaut auf einen See hinab, auf grüne Almen und Sennhütten, des Anderen Auge schweift dafür über Wälder hinweg und haftet an einem Gießbach, der zu Thal stürzt. Wenn nun von diesen Beiden der Eine spräche: Von dieser Höhe aus erblickt man einen See und grüne Triften, doch man sieht keine Wälder; und der Andere riefe dagegen: Nein, wohl schaut man auf Wälder herab, doch von einem See ist nichts zu erblicken, — so könnten die Beiden einander unmöglich verstehen und verständigen. Denn sie sprächen Rücken gegen Rücken und es ginge ihnen das Bewußtsein dafür ab, daß sie von der selben Höhe aus doch über ganz verschiedene Welt-

theile hinwegsehen. Verstehen können sie sich erst, wenn Einer auf des Andern Standpunkt tritt, Jeder sich versenkt in Das, was auch der Andere sah, die ganze Höhe umschreitet, wenn sie alle Bilder vereinigen, eins durch das andere ergänzen. Alle unsere großen und kleinen Kämpfe und Meinungverschiedenheiten erwachsen aus solchen Rücken- an Rückenstellungen. Individualisten und Sozialisten, Egoisten und Altruisten können einander nur deshalb nicht verstehen, weil sie ganz verschiedene Weltbilder und Weltanschauungen meinen und im Auge haben. Der Sozialist und Altruist spricht unausgesetzt von der Welt, die außen und um uns ist, der Egoist denkt unausgesetzt an die Innen- und Ich-Welt. Jeder von Beiden sieht eine halbe, einseitige Welt nur und glaubt, von der ganzen Welt zu sprechen.

Unsere Ansichten sind eben alle naturgemäß verschieden, genau so wie keine Persönlichkeit der anderen gleich ist. Ist es nun nicht eine Thorheit, zu sagen: dieser Baum ist falsch und jener Baum ist richtig, die Existenz dieses Menschen ist ein Irrthum und der andere Mensch dort ist recht? Eben so wenig aber können wir die eine Ansicht wahr und die andere Ansicht falsch nennen; und unser Streben nach der Wahrheit, das wir seit Jahrtausenden als unser höchstes Menschliches, als unser reinstes und erhabenstes Streben gepriesen haben, wurzelte eigentlich in nichts als in einer verworrenen Weltanschauung. Es blieb deshalb immer unerfüllbar, es fehlte ihm jedes Ziel und jede Befriedigung, es war ein Weg durch ein Nebelmeer, weil das Suchen selbst etwas durchaus Wahnsinniges an sich hatte, wie wenn Einer einen Hut sucht, den er in der Hand hält. Die Menschheit glaubte immer, unendlich tief zu sprechen, wenn sie qualvoll mit Pilatus die Frage aufwarf: „Was ist Wahrheit?“ Aber sie überhörte die lachende Stimme des Tao, die aus dem Munde des Christus dem Pilatus die schlichte Antwort gab: Ich bin die Wahrheit. Ich bin das Leben.

Wir streiten heute darüber, ob diese oder jene Ansicht des Lebens falsch oder richtig ist, und unsere Ansicht nicht zu wechseln, erscheint uns als eine besondere Geistesstärke. Aber damit schwächen wir uns nur die Kraft der eigentlichen Lebensprozesse. Wie wir Neues zeugen und gebären, wie das Kind aus dem Mutterschooße emporwächst, wenn Mann und Weib körperlich sich in einander versenkt haben, so sollen wir uns auch geistig in einander versenken, des Anderen Meinungen in uns hineinziehen, wie wir Luft, Trank und Nahrung in uns aufnehmen, sollen wir den Standpunkt wechseln, die Höhe unseres ganzen Lebens umschreiten, daß wir immer neue und mehr Bilder schauen und Alles sehen und miterleben, was auch der Andere sieht und erlebt. Auf Werdens- und Wachsthumsprozesse kommt Alles an. Darauf, daß wir uns und die Welt formen und gestalten. Aus der alten Welt des ewigen Fragens müssen wir in die des göttlichen Schaffens, der That hinübertreten. Wir sind das göttliche Prinzip selber. Wir sind Tao!

Das Licht einer unendlichen Freiheit umfluthet uns. Wir schweben, wir fliegen. Denn wir ruhen in jener Welt der Substanz, des Dinges an sich, von der Spinoza, Kant und Schopenhauer uns verkündet haben, daß dort allerdings alle unsere Vernunftunterscheidungen, alle unsere Gegensatzauffassungen von Materie und Geist, Ursache und Wirkung, Gut und Böse, Tod und Leben nicht hineinreichen, daß sie dort ganz wesenlos sind. Das aber kommt als das eigentlich Wunderbare über uns, daß diese Welt keine jenseitige Welt ist, sondern eine menschliche Welt, von unserer Natur und unserem Geist, und daß ihre goldenen Thore für Jeden sich öffnen, daß die Gluthen ihrer Seligkeit über Jeden sich ergießen, der in heiligem Ringen und Streben nach ihr verlangt.

Die Welt, die uns umfängt, diese Welt der Barbarei und Thierheit, wo wir wie Skorpionen und Spinnen wider einander leben: was ist sie anders als die Welt des Chaos? Aber diese Welt des Chaos will zur Welt des Tao werden: Das ist der Drang und die Gluth ihres ganzen Lebens. Daß die chaotische Welt in eine taotische Welt sich verwandle und umgestalte, wie das Kind zum Manne, wie das Samenkorn zur Pflanze wird: Das ist ihre Lust und ihre Entwickelung. Vor dem Geistesmenschen soll der Thiermensch verschwinden, wie der Indianer hinschmelzen muß, wo der Weiße seinen Fuß hinsetzt.

Eng und befangen in den uralten Anschauungen der chaotischen Welt, gewöhnt an beschränkte, kleine Bilder, immer nur unser kleines Ich, unser Alltagssein vor Augen, zu schwach, unendliche Weiten und Höhen zu umspannen, werden wir zunächst wie von einem Schwindel gepackt, wenn wir hinstarren auf jene neue und vollkommenere Welt, wo Alles, was uns als das Sicherste und Unumstößlichste erschien, als ein Schatten wesenlos zerrinnt. Gut und bös, Wahrheit und Irrthum, Recht und Unrecht, was uns als das Ernsteste, Stärkste und Festeste vor Augen stand, soll nur in unseren Händen noch ein Kinderspielzeug sein? Eins ist Zwei! Eins ist Drei! Wie sollen wir Das verstehen und begreifen können?

Aber nur im Anfang ist es wie ein dichter grauer Nebel, wie ein Wolkenmeer, das uns die Aussicht auf die lichten, glänzenden Höhen unseres Daseins verhüllt. Wenn wir nur fest und sicher den Dingen ins Auge schauen und uns in sie hineinversenken, unbeirrt durch die Sorgen und Furcht unseres heutigen Lebens eindringen in das eigentliche Wesen der Natur, dann lichtet und klärt sich mit jedem Augenblick immer mehr das Geheimniß. Eins ist Zwei? Eins ist Drei? Und dennoch haben wir es als Kinder schon gehört und auf den Schulbänken auswendig lernen müssen. Eins ist Drei! Das lehrte man uns von Allem, was wir wissen sollten, zunächst und zuerst. Den dreieinigen Gott sollte unser Kindergeist bereits erfassen. Ihn lehrte

uns der eine Lehrer; doch in der anderen Stunde sprach der Mathematiker zu uns das ganz Entgegengesetzte, daß Eins niemals Zwei und Eins niemals Drei sein kann. Und zuletzt glaubten wir nur dem Einen und nicht dem Anderen. Denn nur der Eine konnte Recht haben; und wenn Er Recht hatte, so hatte der Andere Unrecht. Und wir verlachten und verspotteten die Dreieinigkeit und der christliche Theologe selbst sprach vom athanasianischen Bekenntniß wie von einer wilden vorsintfluthlichen Zauberformel.

Doch nur eines Schrittes bedarf es, — und aus der Welt dieses Kampfes treten wir hinüber in die Welt der großen Versöhnungen und hören die Glocken, die auf den Bergesgipfeln läuten: Alles ist wahr, Alles ist richtig. Es giebt keinen Irrthum!

Wahr ist, wenn Jener behauptet, daß Eins niemals Zwei und Drei sein kann. Doch wahr ist auch, was der Andere sagt, daß Eins Zwei und Eins Drei ist. Denn Beide stehen auf einer Höhe und blicken nach ganz verschiedenen Richtungen hin; und die Einheitwelt, die Dieser meint und sieht, ist eine ganz andere, als welche Jener im Auge hat. Daß der Begriff von der Wesenseinheit der Dinge etwas durchaus Verschiedenes ist von dem logisch-mathematischen Einheitbegriff, hat schon Aristoteles genügend hervorgehoben; und daß die Mathematik und die Logik eben nur von der äußeren Erscheinungwelt sprechen, nichts aber von der Wesenswelt aussagen wollen und können, Das predigen uns keine mystischen Zungen, Das sagen uns die großen Häupter der Vernunftphilosophie. Aus letzten, fernsten Vergangenheiten glüht die Flamme der Erkenntniß vom Dreieinigkeitwesen der Welt zu uns herüber; und lange, bevor das Christenthum über die Länder sich ausbreitete, wußte die Menschheit schon und an den Ufern des Nils verkündete in uralten Tagen der egyptische Priester bereits den dreieinigen Gott und am anderen Ende der Welt, am Ufer des Ganges, sang der indische Purohita den heiligen Trimurti-Gesang. Und keine andere Weltanschauung hat so alle Jahrtausende hindurch den menschlichen Geist erfüllt und befriedigt, keine ist so leicht verstanden worden, keine andere hat so immer wieder Myriaden von Bekennern um sich gesammelt. Besagen denn diese drei Jahrhunderte einseitiger Verstandeskultur, die darüber spotten und lachen lernten, gar so viel gegen jene Jahrtausende, die Solches geglaubt haben? Ist das x und y, von dem die Mathematik spricht, denn das lebendige Ding, das vor unseren Augen nie rastend und ruhend veränderlich vorüberzieht und in tausend Formen und Verwandlungen magisch aufblüht? Fehlt diesem x nicht gerade, was das Wesen und das Eigentlichste des lebendigen Dinges ausmacht: eben das Leben, die Gestalt, die Form, die Bewegung? Was ist unsere ganze Naturwissenschaft von heute? Metamorphosenlehre! In ihrem Licht aber erstrahlt die uralte Dreieinigkeitlehre in neuem Schein und hört

auf, ein göttliches Mysterium zu sein. Das Ding an sich ist das reale Ding, die Welt der Substanz ist eins mit der Welt der modi. Nicht Gott nur ist dreieinig: auch Du und Ich und Jedes, was ist, ist dreieinig. Nicht erst drüben, jenseits von Zeit und Raum, erwartet Euch die neue Welt des vollkommensten Glückes und ruhender Seligkeiten, sondern hier ist Tao, hier sollen wir jenseits von Zeit und Raum, hier sollt Ihr Alle selig werden.

Daß sich das Ding verwandelt, ist unser sicherstes und unumstößlichstes Naturwissen. Das sieht unser Auge mit jedem Blick. Doch wenn wir an Darwin glauben, dann müssen wir auch an Heraklit, an Nikolaus von Cusa, Giordano Bruno und Hegel glauben und mit ihnen die Lehre vom Ineinander des Widereinanders, die Erkenntniß von der Identität der Widersprüche, das principium coincidentiae oppositorum anerkennen. Wir können nicht das Eine annehmen und das Andere nicht annehmen; sondern wenn die Verwandlunglehren der modernen Naturwissenschaft Recht haben, dann haben auch Heraklit, Bruno und Hegel Recht. Wenn Goethe als Darwinist der Philister spottet, die von einem Innern der Natur reden, als wenn nicht dieses Innere auch ein Aeußeres wäre, dann spricht er schon rein und deutlich die Sprache dieser Lehre von der Ueberwindung der Gegensätze. Denn Metamorphosenlehre und Koinzidenzprinzig sind ein Einziges nur, sind nichts als verschiedene Ausdrücke für die selbe Sache, sind einmal naturwissenschaftliche nur und einmal nur philosophische Ausdrucksweise. Was Darwin und Mayer-Helmholtz uns als Anschauung darbieten, geben uns Heraklit und Hegel in Begriffen und Abstraktionen. Das Koinzidenzprinzip ist nichts als der begriffliche Ausdruck der Verwandlunglehre.

Wenn aber nach Giordano Bruno die entgegengesetzten Begriffe zusammen- und ineinanderfallen, so müssen eben so nothwendig auch alle Anschauungen zusammen- und ineinanderfallen, da eben Begriffe aus Anschauungen zusammengewoben nichts als Anschauungeinheiten bilden. Was ist aber Anschauung wiederum Anderes als Form, die ideale Bezeichnung für das selbe Ding, das wir real Form nennen? Auch die Formen, die neben einander existiren, wohnen zugleich zusammen und in einander. Und so erkennen wir, was schon Anaxagoras erkannte: Alles ist in Allem. Jedes ist in Jedem.

Sind wir Monisten, Dualisten, Dreieinigkeitbekenner? Das Eine ist eben so wahr und richtig wie das Andere. Unfruchtbar ist der Streit und Kampf um diese Dinge, und statt mit toten Worten weiter zu spielen, wollen wir zum lebendigen Schaffen und Gestalten kommen. Für Den, der im Tao ist, hat es keinen Zweck und Sinn mehr, von allen diesen Unterscheidungen zu reden. In Wahrheit trat er ganz aus dieser Welt heraus, wo die Menschen alle wie Skorpionen und Spinnen wider einander wüthen,

und eine vollkommen neue, erweiterte Welt umfängt ihn mit großen Zaubern und Seligkeiten, wo er nur noch in göttlichem Schaffen, reinem Schauen und Genießen seine Tage verbringt. Es ist die Gotteswelt, nach der wir stets in Sehnsucht und Verlangen ausschauten, doch die Gotteswelt, die menschliche Welt sein kann, der Himmel, der sich in Erde verwandelte. Der Gott, der in uns Allen zum Menschen wird: Das ist die letzte und tiefste Erfüllung auch der Christuslehre und aller Religionen und Bekenntnisse, die jemals den Menschen aus der Finsterniß dieses Lebens hinausführen wollten. Nur wenn wir im Tao sind, erhaben über den Widerstreit aller Gegensätze, der das Wesen jeglichen Leidens ausmacht, empfinden wir das höchste Glück und sind im großen Gefühl unendlicher Freiheiten gewappnet gegen Tod und Hölle und alle Pfeile wüthenden Geschicks.

Das ist nicht Leben, ruft man, sondern Nirwana, Tod! Das ist jene himmlische Seligkeit und Ruhe, vor der uns in Wahrheit graut. Menschen sind wir und zum Kampf geboren! Der Kampf ist unsere Begierde und Lust ... Die so reden, haben das Problem noch nicht durchschaut. Sie wissen nicht, daß erst die Welt des Tao die Welt der großen Bewegungen und der großen Kämpfe ist, die Welt des wahren Schaffens und Gestaltens. Nur da, wo die größte Ruhe ist, ist auch die größte Bewegung. Der ist von Allen der Glücklichste, der am Tiefsten die Schmerzen und Leiden aller Wesen in sich selbst empfindet und dem dieses große unendliche Leid zur großen unendlichen Freude wird, es zu verwandeln und umzugestalten. Nicht verschwunden sind die Leidenschaften, sondern nur die kleinen, jämmerlichen Leidenschaften dieser Welt sind in uns abgestorben und wieder auferstanden als die großen Gottesleidenschaften eines neuen Lebens. Jenen scheint die Seele eines wüthend um sich schlagenden Bauern voll wilder und starker Bewegungen zu sein und ein rasender Othello ist voll großer Leidenschaften. Stark und voll Leben sind wir, wenn wir gleich Berserkern auf einander losstürzen und im wüthenden Vernichtungskampf Aller gegen Alle Blut vergießen. Da muß denn wohl die Seele eines Plato und Spinoza, die Seele eines Christus eigentlich eine ganz tote Seele sein. Sie liegt in einem tiefen Schlummer. Der Geist eines Christus ist ein träger und verschlafener Geist, aber der Geist eines prügelnden Bauern ist voll Feuer und Leben. Es ist nur merkwürdig, daß dieses Feuer und Leben noch niemals in der Welt Etwas bewirkt hat, während die Ruhe und die Bewegungslosigkeit der Christus-Seele den Erdball in Aufruhr bringt.

Die Welt des reinen Schauens soll eine Welt der Gleichgiltigkeit und Indifferenz sein; da liegt der Geist träumerisch erschlafft und läßt die Dinge gehen, wie sie wollen. Es sind Quietisten, die Euch das Tao predigen. So sprechen die Weisen an allen Ecken und Enden. Aber das Wesen der

Natur blieb ihnen ganz verschlossen. Einen Quietisten nennen sie den Buddha, der die indische Welt in Aufruhr brachte. Aus den Wäldern von Uruvilva kam er, ein von Unruhe Gequälter, und unter dem Bodhibaum fand er die große Ruhe: da sank der Geist des Tao auf ihn herab. War er denn nun wirklich so ruhig, ließ er die Dinge wirklich gehen, wie sie wollten? Hat er ein so verträumtes, quietistisches Dasein im Schlaf und in der Gleichgiltigkeit zugebracht? Ich sehe ihn vielmehr wie eine Feuerflamme hervorbrechen und wie ein Sturm durch das Land fegen, rastlos von Ort zu Ort stürmen und einen Weltbrand entfachen, dessen Gluthen noch heute nicht erloschen sind. In diesem Tao stand der Christus und standen alle ersten Christen. Sie trugen keine Schwerter und keine Speere. Aber ganz und gar hilflos, ganz ohnmächtig brach das mächtige römische Weltreich vor ihnen zusammen und fiel ihnen besiegt zu Füßen und in ihre Gewalt. In dieses Tao erhob sich Mohammed, als er die sieben Himmel durchflogen hatte. Aber ich sehe nicht, daß er auf dem Faulbett der fatalistischen Gleichgiltigkeit sich so gemächlich zur Ruhe hingestreckt hätte. Ein Meer voll Erregungen und übereinanderstürzender Fluthen ist seine Seele und schleudert ganz Arabien wie ein Schiff hin und her.

Tausende und Abertausende sind in dieses Tao eingegangen. Und als sie das Land des neuen Geistes betraten, da erst waren sie unüberwindlich und unbezwinglich. Da erst erfuhren und wußten sie, was Leben und Bewegung, was Kraft und Leidenschaft, was Glück und Seligkeit ist. Nur das Tao bewegt und erschüttert die Welten; und nur diese Kraft kann schaffen und erbauen. Völker verschwinden und Reiche vergehen. Wo sind all die Throne, die sich das Schwert und das Recht des Stärkeren errichtet hat? Aber was wir im Geist des reinen Schauens aufbauen, ist ewig, unvergänglich und unzerstörbar. Nur dieser Geist ist ein Gründer neuer Welten und Kulturen.

Nicht wir lassen die Dinge gehen, wie sie wollen, nicht wir sind die Indifferenten, die Gleichgiltigen und Quietisten, sondern Jene sind die Trägen, die Unbeweglichen, die Toten, die sich von den Wellen des Lebens werfen lassen, wie und wohin es will. Wir aber wollen uns nicht wie schwimmende Leichname so schleudern lassen, hinüber und herüber, sondern das Leben als unser Kunstwerk uns gestalten, nach unserem Wissen und nach unserem Willen, — wir, die Unbedingten, wie Sören Kierkegaard sie nennt, wir, die Verzweifelten, die Goethe sich preist.

Steglitz. Julius Hart.

Schneiderliebe.

Wir trabten mehr in der Luft als auf dem Erdboden. Jener wunderliche Heilige soll Flügel an den Fersen gehabt haben; wir hatten die Federn an den Zehen, so schnellten sie uns dahin auf der Waldstraße, trotz dem gewichtigen Bügeleisen. Der ungarische Schneider war überflügelt. Der ungarische Schneider, der Jahre lang die Ster gehabt hatte beim Werksverweser, er war ausgestochen von unseren fleißigeren Nadeln; oder — treu gesagt — wir wußten es selbst nicht, weshalb wir auf einmal geladen worden beim Werksverweser in Brückelbach.

In der großen Stube mit den weißen Fenstervorhängen und den braunpolirten Kästen, einem feinen Herrenzimmer, durften wir unsere Werkstatt aufschlagen. Da gedachten wir, uns zu behaupten. Zu behaupten durch gediegene Arbeit und solides Benehmen. Wir wollten in diesem fürnehmen Hause auch einmal rechtschaffen gebildet sein, statt „Jo" Ja sagen, zu Beginn der Mahlzeit stets „Guten Appetit" wünschen und mit der linken Hand die Gabel führen.

oder Bauernschaft, sondern auch mit Du wollten wir meinen anreden, wie sonst in
erin mit „Sie" und die den Herrn Verweser mit „Er" und die Frau Verwes
mein Meister: „Was Mädels mit „Fräuln". Beim Anmessen aber sagte
kriegen wir?"

feines, schwarzes, graues Das Tuch lag schon auf dem Tisch, grobes und
glatt. Also der Werks- und Unterzeug, — in Stückeln und Resteln weich und
nd dreieckigem Kopf, der verweser, ein stattlicher Herr mit viereckigen Achseln u
e Hose. Sein Kopf war kriegt einen lodenen Gebirgsrock, ein Beinkleid und ein
hub und unten in einem dreieckig, weil er oben mit einem breiten Schädel an
kleid und Hose für ein grauen Spitzbart auslief. Was jedoch zwischen Bei
d er mich. Es war ein- Unterschied sein sollte: Das fragte ich den Meister un
Beinkleid für Werktags fach: die Hose für Feiertags heißt Beinkleid und das
". Sie konnte vielleicht heißt Hose. Die Frau Werksverweserin „kriegt nichts
n rechten Leib hatte. Es darum kein Gewand bekommen, weil sie eigentlich keine
da, aber mehr ein Gestell war hinter ihrem dunkelbraunen Hausrock wohl Etwas
ewegsam in allen Theilen als ein Leib, eigentlich nur so ein Apparat, der immer
n Befehle gab und Alles des Hauses umherwirthschaftete, mit scharfem Stimmlei
bedurfte nur eines dunkel- im Gang hielt. Sie war das Schemen, der Geist, und
zen Haube, die über die blauen, schlaff niederhängenden Rockes und einer weis
so die Frau kriegt nichts. Ohren herabgebunden war, um gesehen zu werden. Al
benmädel, das wir einen Das „Fräuln". Aber nein: es war ja das Stu
Rundgesichtel, das immer halben Tag lang als „Fräuln" verehrten, ein blasses
nit neunzehn Frühlingen, lachte und trällerte und mich, den Schneiderlehrling n
Während der Meister mit lustig einen „Haspel" hieß. Sie hatte freilich Recht.
niederem Schemel, spitzte quixender Scheere einen Rock zuschnitt, hockte ich auf
ähn gespannt war, und die Knie auseinander, über die ein schwarzer Zwirnst
fs Knäuel. Ob solcher wickelte mit emsiger Hand den unendlichen Faden a
törung verklagen können. Thätigkeit hätte mich jeder Holzhaspel wegen Gewerbss
nrecht hatten eben wir mit Das rundgesichtige „Fräuln" hatte also völlig Recht. U
rst auf, als gegen Mittag unserer Menschenkenntniß; und die Augen gingen uns e
Meister wollte vor Ehr- das wirkliche Fräuln zur Thür hereinrauschte. Der

erbietung sofort aufstehen, merkte aber noch rechtzeitig, daß er ohnehin stand. Wir glaubten, die kleine, runde Person komme von der Kirche, so schön war sie angezogen. Auf und auf weiß und mit rothen Seidenmaschen an unterschiedlichen Stellen. Beim Kaufmann in Mürzzuschlag war im selben Jahr zu Weihnachten eine Puppe ausgestellt gewesen; diese Werksverweserstochter sah ihr ähnlich, so roth waren die Wangen und so schwarz die Augenbrauen und Wimpern. Zart und hold wie ein gemalter Engel war sie anzusehen; als sie jedoch den Mund aufthat, schauten wir rings herum, ob nicht ein Drescherweib eingetreten sei, das da in breiter, quatschiger Weise ausrief: „Hau! Die Schneider san kümen! Das isch gscheid!"

„Unsere Tochter!" so hatte die Mutter diesen Engel vorgestellt. „Kriegt ein Mantill!"

Ist nicht so leicht, bei hohen Herrschaften zu arbeiten. Jetzt weiß man wieder einmal nicht, was Das ist: ein Mantill. Ich rieth auf einen Wettermantel und erst mit vorsichtigen Näherfragen kam der Meister darauf, daß es sich um ein kurzes Oberjäckchen handelte, zu dem die Frau schwarzen Sammetstoff und rothseidenes Unterfutter gebracht hatte. Die Tochter — wir nannten sie nur mehr Tochter, weil das Fräuln schon an dem Stubenmädel abgebraucht war — ließ sich ruhig mit dem Faden messen. Nicht einmal unter den Achseln war sie kitzlig, was eine Seltenheit ist, wie der Meister versicherte. Lehrlinge dürfen noch nicht messen, — und so muß man den Meistern glauben. Das „Mantill" sollte an den Rändern verschnürt und mit Taffetbändern doppelt „paspolirt" werden. Der Schnitt mußte „neuwienerisch" sein. Zu allem Glück hatte der Meister das Blatt schon dem schweizerischen Gesellen nachgeschnitten, der seine Mustersammlung unvorsichtiger Weise zurückgelassen hatte, als er fremd ward. „Sonst wären wir jetzt petschirt!" flüsterte mir der Meister zu.

„I hans gern recht neumodérisch", gestand die Tochter, „wie's die Baronischen ham im Gschloß ent." Das „Gschloß" stand drüben im Fröschnitzthal und der weiße Engel sollte der erste sein in Brückelbach, der ein neuwienerisches Mantill bekam. „Da wern sie sich giften, die Schulmeisterin und die Kramerluisl!" Mich hatte die Tochter schon während des Anmessens auf dem Korn und plötzlich rief sie fast schreiend: „Is Dos der Schneiderbua, der a so Gedichter dichten thuat?"

Da gehörte rasch ein Riegel vor. „Jetzt heißts nähen und nicht dichten!" sagte der Meister. Ich setzte mich zur Arbeit. Am Rock des Verwesers konnte schon die Rückennaht gemacht werden.

Aus der weiteren Bewohnerschaft dieses Hauses erzähle ich noch von einer Art Hauswaschel, einem Mann für Alles, was es so in dem Alltag der Wirthschaft an Kleinigkeiten zu thun gab. Ein Bursche mit kurzen Beinen, breitem Hintertheil und einem hübschen Kopf, der immer freundlich drein schaute, wenig sprach und zu Allem „Ja" nickte.

„Der Siedel kriegt nichts", erklärte die Hausfrau. Denn er hatte eigentlich schon Alles. Er hatte Militär und Civil, alte und neue Mode an sich geknöpft: eine blaue Soldatenhose, einen grün ausgeschlagenen Jägerrock, einen schwarzen Strohhut, der sehr fein geflochten war, aber schon Fransen hatte. Und trug um den dicken Hals die Reste eines Seidentuches geschlungen, dessen bunte

Farben noch loderten wie Feuer. Der Siedel trug alle Ableger der Familie und ihrer Verwandtschaft; und so oft Andere was Neues kriegten, kriegte er was Altes. Und an manchem Stück besserte er oder das Stubenmädel so lange herum, bis es wieder wie neu war. Der Siedel stand am Kehrichthaufen oft frischer gewaschen, geflickt und gebügelt als Andere in der schönen Stube.

Endlich muß ich den grauen Pintscher noch vorstellen, an dem viel Wolle, aber wenig Hund war. Wenn er auf unserem Tische saß und mit dem Zwirnknäuel spielte, so schien er ein fast mächtiges Ungethüm zu sein, und wenn man ihn anpackte, war eine Handvoll Mistvieh da, — alles Andere Pelz. Dieser Hund war der Liebling des Hauses. Jedes gab ihm einen anderen Kosenamen oder einen anderen Fußtritt, so daß wir nicht herausbekamen, wie der Köter eigentlich hieß oder welche Schuhspitze ihm die liebste war. Er ließ sich Alles gefallen; nur wenn man „Prrr!" sagte, that er einen Schnapper nach der Nase. Denn Das schien er für eine Fliege zu halten.

Das waren nun die wesentlichsten Hausgenossen beim Werksverweser. Noch wäre die Kochfrau zu erwähnen, deren verborgenes und wohlthätiges Wirken wir täglich dreimal merkten. Jeder Tag war Christtag, vom rahmigen Morgenkaffee über den wohlgeschmorten Mittagsbraten bis zu den Schmalzkrapfen am Abend. Dazu noch der Wein am Vor- und Nachmittag, in den Gläsern funkelnd wie ein Goldring, im Gaumen prickelnd wie süßes Feuer und in der Seele alle Geister rund herumjagend, daß sie manchmal purzelten und sich vor Lachen kugelten.

War der Werksverweser da, so trank er mit und erzählte lustige Sachen. Seine Stimme klang, als würde in einen Topf gesprochen. Einen hohen Rockkragen trug er und den Bart so, daß von seinen fünf Kröpfen selten mehr als einer zu sehen war. Obwohl er seit Jahren Eigenthümer des Eisenwerkes war, ließ er sich bescheiden immer nur den Verweser nennen. Beim Wein gestand er treuherzig, daß er so den Arbeitern leichter die Löhne schmälern könne, ohne mit seiner Person dafür einstehen zu müssen. Er beschäftigte in seinem Sensenhammer ein Dutzend Schmiede, die er bei guter Laune „Kampel", bei schlechter „Lumpen" nannte. Neben der Erzeugung von Sensen war seine Lebensaufgabe das Kegeln. In der gedeckten Kegelbahn war eine eiserne Tafel aufgestellt, auf der mit eherner Schrift verzeichnet stand, wann und wie oft schon Herr Erasmus Holtensteiner, Werksverweser allhier, alle Neune geschoben hatte. Die Tochter, wenn sie dem Vater eine besondere Freude machen wollte, bekränzte dieses Denkmal der Gefallenen mit „Eichenlaub", das sie von den Ahornbäumen riß.

„Schneider! Willst mir helfen auf ein Bot?" Mit solchen Worten lud der Werksverweser meinen Meister manchmal zur Kegelpartie.

„Ist mir nit zuwider", antwortete stets der Meister; denn fürs Erste that auch er mit Leidenschaft kegelschieben, fürs Zweite gewann er dabei dem Gegner meist das Geld ab und fürs Dritte wurde er noch extra dafür bezahlt, denn die Ster ist nach dem Tagewerk gerechnet worden.

In solchen Stunden, wenn die Beiden draußen kegelten, wurde drinnen die dunkelblaue Stange mit der weißen Haube nach schlanker und sie gab mirs zu verstehen, daß man die Handwerker nicht eigentlich ins Haus lüde, damit sie dem Hausherrn das Geld aus dem Säckel spielten, als vielmehr, daß sie gute Arbeit machen sollten. Nun, Das geschah ja, dieweilen ich des Tages vierzehn

bis sechzehn Stunden nadelte und bügelte. Der Fleiß des Lehrlings ließ sich nicht leugnen; doch war bisweilen unter Variation das Bibelwort anwendbar: Was der Lehrling zusammenfügt, Das muß der Meister trennen. Denn während dieses Lehrlings magere Finger unbeaufsichtigt so die Nadel führten, brannte sein Lichtlein vor fremden Altären. Er dichtete einen Roman, der im Monde spielte und in dem er das Leben des Waldbauernbuben so beschrieb, wie er es sich für die Erde vergeblich wünschte. Dort war er König, der sehr gerecht regirte, eine gelbseidene Hose trug und eine junge Frau hatte, die — nebenbei gesagt — dem Stubenmädel beim Werksverweser auf Erden ähnlich sah. Zwar stand die weiße Tochter mit den rothen Seidenmaschen und den bemalten Wangen einmal stramm vor dem Schneidertisch und sagte: „Ischts wohr, Schneiderbub, daß Du Gedichter dichten thuast? Geh: dicht eins her auf mich! Bitt Dich gor schön, dicht mich a Bissel on! Aft schenk ich Dir wos!“

Senkte ich mein Gesicht auf die Nadelarbeit nieder und antwortete gedrückt: „Mag nicht dichten.“ Und stach scharf in den Loden.

Am selbigen Abend zur Lichtfeier stand ich draußen hinter dem Flieder und schrieb in mein Büchel:

„Bin dem Verweser sein' Tochter.
Heiliger Sankt Kulian,
Bitt Dich auf allen vier Knien:
Sei so gut, gieb mir ein' Mann!
Blind sind die Burschen, ach leider,
Nicht einmal windige Schneider
Gucken mich an.“

Während ich diese sinnreichen Verse schrieb, wurden sie auch schon gelesen, und zwar von Augen, die mir über die Achsel lugten und dem Hauswaschel gehörten. Ich merkte es erst, als der Mensch ein Gelächter anschlug und rief: „Nicht einmal windige Schneider!“

„Was hast mit'm Schneider?“ quatschte der weiße Engel vom Kammerfenster her.

„'s Fenster zumachen!“ spottete der Waschel, „daß ihn Dir der Wind nit einitragt!“

Für diesen Spott hatte ich am nächsten Tag schon eine Genugthuung. Als das Stubenmädel mit dem blassen Rundgesicht in unserem Zimmer von Möbeln den Staub abfächelte, machte sich der Pintscher den Scherz, auf den Kasten zu springen und nach ihrem Wedel zu schnappen. Da packte sie das Hündlein her, und dieweilen sie lachend auf mich schaute, rieb sie sich das Pelzthier in ihre Wange und sagte: „Was willst denn? Was willst denn von mir? Mund ablecken, wie? Na, da hast eins. Schmeckts? Da hast noch eins, Kerl, Du lieber!“

Während das feine Mädel den Pintscher also kosete, schaute es auf mich her; da muß es doch der Dümmste merken. Wenn Andere ihre Liebeserklärungen „durch die Blume“ machen: das Stubenmädel machte sie mir durch den Hund ... Sonst, wie ich mich in jenen glücklichen Zeiten des Abends ins Bett warf, so und just so lag ich noch am Morgen, wenn mir der Meister mit der Hand die Achsel rüttelte. In dieser selbigen Nacht aber habe ich mich oft hin-

und hergewälzt. Herzkrank war ich geworden. Lag ich auf der rechten oder auf der linken Seite: es stieß wie ein Böcklein an den Brustkorb, und zwar wie ein ungestümes Böcklein.

„Schlecht ausschaust heut!“ sagte morgens der Meister mit Besorgniß.

„Weil ich Herzklopfen han!“

„Das machts Wohlleben in diesem Haus.“

Wenn ich vom Küchenherd das Bügeleisen holte, so huschte das Auge unterwegs manchmal durch die halb offene Thür in eine Kammer hinein, in der das Stubenmädel mit der Wäsche umthat. Sie flickte, sie glättete, sie schichtete und sang dabei Vierzeiler von der Liebe, die gewiß wieder nicht an den Pintscher, sondern an einen Anderen gerichtet waren. Und einmal — das Bügeleisen war ohnehin viel zu heiß, es eilte nicht — trat ich auf den Stiefelspitzen rasch und leise in die Kammer. Aber das Mädel war nicht da. Ueber der Lehne des Rohrstuhls, auf den sie sonst zu sitzen pflegte, lag zusammengelegt ein schneeweißes Wäschestück. Ich nahm den Augenblick beim Schopf, den Stift aus der Tasche und schrieb auf das Linnen: „Ich liebe Dich!“ . . . Nachher trat der Spitzbub mit dem heißen Eisen harmlos in die große Stube und bügelte den befeuchteten Loden, daß die Dämpfe nur so aufstiegen und den Kopf noch mehr benebelten. Als die Joppennaht glatt und der grüne Kragen dran flach gebügelt war, kamen die Knöpfe an die Reihe. Groschengroße Messingknöpfe, funkelten wie die Kriegsmedaille, die der Feldwebel Donnersberger ein paar Jahre vorher aus Italien mitheimgebracht hatte. Auf jedem der Knöpfe war ein Husar, das Roß mit sträubender Mähne, der Reiter mit sträubendem Schnurrbart, der fast so lang war wie der Säbel, den er schwang. Diese Knöpfe nun sollten an die Lodenjoppe des Verwesers kommen, auf beiden Seiten ihrer sechs in Reihe und Glied. Da wurde der Meister auf die Kegelbahn gerufen. Es waren aus der Nachbarschaft Hammerherren gekommen, die eine große Partie thun wollten. Er hatte das „Mantill“ auf dem Knie gehabt, an dem nur noch Weniges zu vollenden war.

„Mach es fertig,“ sagte er; „da sind die Sachen.“ Und schob mir Alles zu über den Tisch her. Und trippelte munter hinaus zur Kegelbahn, um den Hammerherren das Geld abzugewinnen. Ich legte die Lodenjoppe bei Seite, begann, am Mantill der Tochter zu arbeiten und dabei wieder an das weiße Rundgesichtel zu denken. Und während die Nadel mit dem schwarzen Seidenfaden am Sammetmantill die Knopflöcher einrandete, fingen im Köpfel gewisse Gedanken im Takt zu tanzen an.

Die Liab is a Vögerl,
Im Mai fliagts daher.
Thuas fangen! Schau: später,
Da kommts nimmermehr.

Der Knopflöcher waren mit der Kreide acht oder neun angemerkt; sie mußten mit dem Stemmeislein zuerst durchgestemmt und dann „paspolirt“ werden.

Die Liab is a Flammerl,
Entzündt sich goar gern,
Und wer damit spielt,
Kann ein Abbrandler wern.

Klipp und klapp den Knopflöchern gegenüber nun die Knöpfe. Acht geben, daß das rothe Seidenfutter inwendig nicht mit geheftet wird, sonst faltets.

Die Liab is a Bleamerl,
Wohl guat mußt es pflegn,
Die Liab braucht a Busserl,
Wia 's Bleamerl an Regn.

„Was thust denn da?" fragte der Meister, der plötzlich an der Tischecke stand. Seine Stimme war heiser. Seine Augensterne waren kleiner als sonst und zuckten im Weißen hin und her, wie Irrlichter; die Nase war blaß und spitzig geworden wie bei einem Toten, aber auf dem glatt rasirten Gesicht zitterten alle Fältchen. Verspielt hatte er beim Kegelschieben, den ganzen Wochenlohn verspielt. Das sind Kerle, diese Hammerherren! Aber nicht deshalb that er die verwunderliche Frage. „Was thust denn da?" Und zog mir das Mantill vom Knie weg. Und jetzt hab ichs gesehen, was da angestellt worden war während meiner Versunkenheit ... Fürs Erste schloß ich die Augen und mein Denken und Wünschen war kein anderes als: Erde, thu ein tiefes Loch auf und verbirg mich! Was geschehen war? Statt der niedlichen Glasknötelein, die auf dem Tisch in der Papierdüte lagen, hatte ich ans Sammetmantill die Husaren genäht, das ganze Bataillon, und hatte die entsprechenden Knopflöcher dazu gemacht. Mit grenzenloser Rathlosigkeit starrt der Meister auf diese That; dann warf er mir das Zeug an den Kopf: „Jetzt schau, wie Dus recht machst!"

Schau, wie Dus recht machst! Das war leicht gesagt. Aber unmöglich zu thun. Die groschengroßen Messingscheiben konnten losgetrennt werden; aber die Knopflöcher! Wie fletschende Schnauzen lechzten sie nach meiner armen Seele, diese ungeheuren Oeffnungen, ihrer neun in der Reihe, mit nichts auszufüllen als mit den schrecklichen Husarenscheiben. In einem solchen Abgrund hatte mich der Meister noch nie gesehen... Aber man konnte doch fragen: War das Mantill für den Meister gemacht? Nein, es war für die Haustochter. Vielleicht ists ihr gerade so recht. Meiern wir ein Bissel an. Wir stehen jetzt auf dem Punkt, wo man die größte Dummheit machen kann. Es ist nichts mehr zu verlieren. Wem mein Lied vom Vögerl ursprünglich zugeeignet war? Das ist leicht zu errathen. Und nun, im Drange grauser Noth, geschah der Hochverrath. Schon am nächsten Tage war der weiße Engel verankert. Er hatte draußen am Kirschbaum, unter dem seine Bank war, ganz zufällig das Liedel gefunden, das ich ganz zufällig dort an die Baumrinde gesteckt hatte. „Die Liab is a Vögerl", also gehört sie auf den Baum.

„Isch Dos auf mich?" fragte sie unter dem Hausthor, während sie das Papier mit zwei Fingern in der Luft mir entgegen hielt. „Host Dus gemocht?"

„Ich will Ihnen mit noch was Mehreres überraschen!" war meine Antwort. Wenn der weiße Engel so schön bäuerisch sprach, so konnte der Schneiderbub ja wohl einmal herrisch reden. Und also erklärte ich ihr in kühnstem Hochdeutsch: das Neuwienerische sei längst veraltet. Für solche Kuhmenschertracht wäre die Fräulein Tochter viel zu schön! Für die Fräulein Tochter müßt' wohl was Neues sein, was sich könnte sehen lassen. Und so wäre gesorgt worden, daß ihr Mantill nach der pariser Mode ausfiele, wie wir sie erst kriegt hätten,

mit Doppelpaspelatur und vergoldeten Kaiserknöpfen „voran awer". Da würden die Leute einmal ihre Augen aufreißen! Und der Neid von den Menschern!

Nach solchen Vorbereitungen hielt ichs denn an der Zeit, mit dem Aeußersten hervorzurücken. Wie ein dressirter Bär, halb Zärtlichkeit und halb Blutdurst, ist sie mir an den Hals gesprungen, als sie die großen Scheiben sah mit den Husaren. Gewonnen wars. Schon an dem selben Nachmittage hatte die Tochter im Kirchdorf zu thun und ist sie mit dem Husarenbataillon davon gestolzt.

Das blasse Rundgesicht ging und that im Hause so gelassen umher, als ob seit der Erschaffung der Welt kein Mensch auf weißes Linnen geschrieben hätte: Ich liebe Dich! Ich aber wartete auf eine Rückwirkung.

Und sie kam.

Nach regnerischer Zeit war ein wunderschöner Heutag. Der Verweser hatte eine Wiese voll gebleichten Heues. So bot er seinen ganzen Heerban auf, die Hausleute, die Schmiede und die Schneider, daß sie mit langen Gabeln, Hacken und Rechen auszogen. Froh, der dunklen Stube entkommen zu sein, hüpfte ich lind hin über den kurzgemähten Rasen, barfuß und in Hemdärmeln, wie alle Anderen, in deren Reihe ich ans knisternde Heu ging. Da flogen die Mahden; und ein rußiger Schmied sprach laut die Mahnung aus, auf die Schneider Acht zu geben. Wenn sie unters Heu kämen, wären sie nicht mehr zu finden und das Kalb, das sie dann etwa erwischte, könne daran ersticken. Weil der rußige Schmied ein starker Bengel war, so lachten wir zum Spaß; wäre er ein schwächlicher gewesen, so hätten wir den Schimpf gerächt. Ich hatte schon gemeint, mit meinem Rechen an die grüne Seite des blassen Rundgesichtels gerathen zu sein, da schob sich Siedel, der Hauswaschel, mit seiner Gabel dazwischen. Dieser Mensch war heute weiß wie eine Schneesäule; nur daß er in der Sonnenhitze nicht abschmolz, dieser Hitze wegen sich vielmehr auf Hemd und Unterhose beschränkt hatte. Schweigend gabelte er neben dem Stubenmädel dahin, daß die Heuwogen nur so kräuselten, und er hatte bei dieser fleißigen Arbeit häufig eine Stellung, in der mir sein breitrundlicher Hintertheil zugekehrt war. Mich ließ diese Erscheinung natürlich gleichgiltig, bis ich urplötzlich auf der weißen Rundung geschriebene Worte sah. Da stand: „Ich liebe Dich!"

Das weitere Ausspinnen dieser Begebenheiten ist überflüssig. Kein Jüngling hat seine Liebeserklärung je an solcher Stelle wieder gefunden.

Nach solchen Erfahrungen war uns die Ster beim Werksverweser verleidet. Mir nahm es der Meister noch lange übel, daß ich das Mantill mit den Husaren aus der Hand gegeben hatte. Eine solche Arbeit könne er mit seinem Namen nicht decken. Sein Erstaunen ist deshalb durchaus nicht gering gewesen, als er sah, wie das Fräulein Haustochter mit dem Jäcklein Staat machte und wie die pariser Mode überall bewundert wurde. Jede, die auf feines Gewand was hielt, wollte ein Sammetmantill mit großen Messingknöpfen haben und ein Jahr später mußten wir überall pariser Mantills machen. Der Schneiderlehrling hat sich für die Erfindung weiter kein Privilegium genommen; wers machen will: ein Sammetjöppel mit doppelter Paspelatur, fletschenden Knopflöchern und neun Mann Husaren auf Messingknöpfen. Inwendig rothes Seidenfutter ... und ein dummes Weibsbild.

Graz. Peter Rosegger.

An des Jahrhunderts Neige.

Zwei Künstler strichen durch die Straßen, trotz hangenden Wolken, aus denen wieder Naß zum Naß sich zu gesellen drohte. Sie stritten über die Theilnahme der Kunst an den Problemen der Zeit.

„Wer die Sprache rhythmisch meistert", sagte der Eine, „nennt sich einen Dichter; wer den Blick für den Rhythmus der Ideen hat, die in der Geschichte einander ablösen und nach denen die Geschichte der Völker sich regelt: ist Der weniger? Ist er mehr? Nicht sein Werk ist es, das er beschreibt und aussingt, aber sein Blick ist es, der die Gewalten des Lebens aus dem oft so dunklen und verwirrenden Durch- und Nebeneinander der Ereignisse heraus erkennt. Und welcher Größe wird der Philosoph bedürfen, der einst das Jahrhundert Goethes und Napoleons, Bismarcks und Darwins, Lassalles, Comtes und Taines zu schildern haben wird, das Jahrhundert der Kornzölle und der Sklavenbefreiung, das Jahrhundert, in dem auf Faraday und Stephenson die erwachende Gegenreformation folgte, das Jahrhundert, dem Cagliostro voranging und an dessen Ende der Spiritismus sich regt!"

„Das ist wahr", sagte der Zweite; „aber was fangen wir damit an, die wir mit der Kunst zu thun haben? Wir sind nicht die Berufenen und wohl auch nicht die Geeigneten, um in die Tiefen der Zeit zu schauen."

„Warum denn?"

„Weil es sonderbar ist, den Thätigkeitkreis, in dem man zu Hause ist, zu verlassen und ins Allgemeine hinauszusteuern, wo man höchstens vage Phantasmen produziren kann. Im Konkreten, Freund, sind wir groß; da schaffe und bilde am Körper und gieb ihm Typisches und Individuelles. Aber der Philosoph, — nein, es ist kein Bedürfniß danach. In der Philosophie ist der Philosoph stärker als wir."

„Nennst Du Das Philosophie?" erwiderte der Erste und lachte. Aber Du machst Dich und uns Alle kleiner, als wir sind. Ich will von den Gewesenen nicht reden, die thaten, was wir thun, und doch auch fürs Allgemeine fühlten. Aber sag': hat Dich nicht zuweilen eine Welle gehoben, die Dich über den nächsten Raum und das dürftige Heute emportrug und Dich gegenüberstellte — nicht einem Individuum blos, sondern — einer ganzen gewaltigen Zeit?"

„Ja," erwiderte Jener, „Das wohl. Ich bin ja kein Gedankenasket und meine Kunst ist kein Zollwächter, der den großen Gedankenimport an der Grenze aufhält und ihm zuruft: Halt! In diesen Mann darfst Du nicht hinein, der gehört ausschließlich mir. Ich bin ein Mensch, wie Andere, fühle und empfinde mit Anderen; Du willst mich der ganzen gewaltigen Zeit gegenüberstellen. Gut. Kann ich also dieser ganzen gewaltigen Zeit Gestalt geben? Wie mache ich es? Ja, wie füge ichs nur, daß es nicht unverständlich wird? Die Zeit! Ich werde ein Tableau machen mit Napoleon, Metternich, Garibaldi und so weiter ... Ist Das die ganze Zeit? Oder willst Du Schopenhauer und Hegel, Beethoven und Dostojewskij? Ist Das die ganze Zeit? Für mich enthält sie auch Victor Hugos Jean Valjean und die Maria Magdalena, die heute Kameliendame heißt, die Salve, die in Queretaro knatterte, die Bomben Ravachols' und Kant und Nietzsche, die im Idiotismus starben; oder Aristide Rougon, den Wolf, der Paris ver-

schlang, und seine Frau, die Blutschande trieb, oder die Bilder von Chislehurst, und was voranging und folgte, und den Mann in der Matratzengruft und wie Vieles noch! Also siehst Du: es geht nicht. Jede dieser Gruppen fiel in die Zeit und doch ist deren Inhalt damit nicht erschöpft. Und wäre er es und hättest Du selbst Livingstone und Nansen oder — was weiß ich? — den fluchenden Pius und den lächelnden Leo im Register: wohin bist Du damit gelangt? Nur zum Tableau; laß Engel darüber schweben oder nimm Boecklins Pappeln, die die Engel vertreten und hoch über allem Erdengeschehen geheimnißvoll flüstern: es bleibt immer nur erst Tableau. Nein, nein, es ist nicht durchführbar. Höchstens kannst Du zu den Alten zurückkehren und den Leuten einen Janus mit doppeltem Gesicht, Ahriman und Ormuzd oder den Saturn nachmachen, statt Deine eigenen lebendigen Gedanken zu geben. Warum thust Du es nicht?"

„Und doch!" rief der Erste: „Was so tief in Aller Empfindung lebt, sollte nicht Gestalt finden können? Ich erinnere mich, als Kind, wenn ich vom Hause fort mußte, weinte ich und weinte, bis ich natürlich wieder aufhörte. Aber an einer ganz bestimmten Stelle, wohl schon eine Meile vom Hause weg, brach jedesmal der ganze Schmerz wieder auf. Warum? Weil hier eine Grenze war, ein Wald mit hohen Stämmen, in den wir hineinfuhren, — und da verschwand die Ebene, in der mein Elternhaus war. Verstehst Du mich nicht?"

„Wirklich nicht."

„Du weißt schon, was ich meine, und spielst nur den Begriffsstutzigen, wie ein Advokat. Erinnere Dich: vor einigen Jahren, als wir Beide zusammen zum ersten Mal über die europäischen Grenzen hinauskamen, fand sich da diese plötzlich hervorbrechende Empfindung nicht auch bei Dir ein? Wir umschifften ein Vorgebirge, ein Stück fremden, kahlen und unbekannten Landes; und warst Du es nicht, der sagte: es ist auf einmal, als gehörte es zu unserer Heimath, und Jeder wird beklommen, als ginge es jetzt erst in unbekannte Weiten hinaus?"

„Ach so, Weltende-Stimmung, Abschiedsgefühl, Küste, von der die Fahrt zu unbekannten Bestimmungen ausgeht?"

„Nenn' es, wie Du willst; gewiß ist, daß wir einem solchen Augenblick entgegengehen. Jahrhundertschluß, meine ich. Wer denkt an Hand und Fuß, wenn Hand und Fuß nicht krank sind? Wer denkt noch an Marengo? Und jetzt auf einmal denken wir Alle in der Welt daran."

„Dachten wir, willst Du sagen."

„Laß den Spott; ich streite nicht um Termine. War es voriges Jahr, — wird es jetzt sein, — was liegt daran? Um den Werth des Augenblicks geht es; und denke doch: es wird Abend, wie immer, in den Häusern blitzen Kerzen auf, wie immer, aber mehr als sonst zählt man den Ablauf der Zeit und die Ergriffenheit wächst. Wann in unserer Zeit ward je allüberall eine solche Empfindung rege? Das Entlegenste wird mitgegenwärtig durch die Macht der gleichen Empfindung und — welche Seltenheit! — man spricht und urtheilt über den selben Gegenstand, und zwar unbestochener als sonst und objektiver, weil an dem Gegenstand nichts ist, was uns Vortheil bringen kann. Und doch, wie subjektiv werden wir sein! Wer weiß, in wie viele Augen dabei die Thränen treten werden . . . ganz anders, als wenn die Schulknaben von Themistokles und Ariovist sprechen. Sprechen Die von ihren Helden, so geschieht es ohne Ge-

fühl, während uns mit einem Male Alles an der Sache wie ein Stück von uns selbst ist. Wenn man uns die Haare schneidet, dann fällt die Locke als etwas Fremdes von uns und nimmer kehrt sie zu uns wieder; hier aber kehrt alles Gewesene, längst Abgefallene und Vergessene, wieder in das Bewußtsein zurück . . ."

„Du Phantast! O Du Phantast!"

„Bist Du ein Künstler und findest für mich dieses Wort? Aber nein, ich bin es nicht! Ihr seid nur ein so erbärmlich kleines Geschlecht. Nicht bei Euch ist die Wahrheit der Natur, sondern bei mir, den Du einen Phantasten nennst. Ich sehe Wunder, die Du nicht siehst, und doch sind meine Wunder wahr. Lessing liebte die Geister nicht, die in den Theaterstücken am hellichten Tage erscheinen, und ich sehe in Millionen Häusern, in hellerleuchteten Zimmern, Gespenster wieder aufsteigen, eine nächtliche Heerschau, wie es noch keine gegeben; der kleine Korporal wird aus dem pariser Invalidendom, sein Sohn aus der Gruft im Garten von Schönbrunn erscheinen, Rudolf mit der blutigen Stirn wird wieder da sein und neben ihm, ganz demokratisch, die gehenkte Perowskaja, der guillotinirte Orsini, die erdolchte Elisabeth und die Erschossenen Messenhauser, Blum und Enghien . . ."

„Ja, die Leichname einer Zeit . . ."

„Die bald selbst ein Leichnam sein wird. Und dann kommt ein Augenblick . . . Erinnerst Du Dich an die See, da wir an einem der ruhig milden Tage, wie wir sie im Süden fanden, die Sonne untergehen sahen? Sie senkte sich langsam, ganz langsam; dann ruhte die goldene Scheibe mit einem Punkt auf dem Meere. Dann glitt sie hinunter, bis zur Hälfte, bis zu drei Viertheilen, und flammender brach das Licht aus dem sichtbaren Rest und wir sahen sie nur noch handgroß, zollgroß, ringgroß, bis ein kurzes Zucken kam, wie wenn das Auge sich schließt und sich wieder öffnet . . . Und dieser Augenblick war beklemmend und wir lauschten mit angehaltenem Athem . . . Vorbei, ein Sonnenlauf mehr . . . Siehst Du, auch jetzt ist es so. Alles wartet einem Glockenschlag entgegen, dieser eine Glockenschlag wird zum Ereigniß, — und wenn er erschallt, ists eines Jahrhunderts Tod."

Der Andere nickte. „Es ist seltsam," sagte er; „da werden wir grau und bilden uns ein, daß Jahre und Erfahrung in uns Etwas verhärten, und reden von Sentimentalitäten, denen der Mann nicht mehr zugänglich sein darf. Und sind wir nun nicht sentimental? Ich kenne Menschen, die nie eine Schleife aus dem Haar eines Mädchens aufbewahrt, nie eine Blume von einem Grab gepflückt und Briefe voll Duft und Zärtlichkeit ins Feuer geworfen haben. Das ist doch das Ideal von — wie nenne ich es nur? — von unmännlichen Empfindungen. Sie interessirt die Geburt, aber nicht der Tag der Geburt, der Tod, aber nicht das Begleitende und Unwesentliche daran, die zum letzten Mal sich zusammenkrampfende Hand, das Auge, während es bricht, der Todesschweiß auf der Stirn. Und all diese Positiven und streng Sachlichen, für die die Schönheit nichts ist als eine von anderen unterschiedene Form und für die der Duft nichts ist als die Wirkung aus gewissen Bedingungen, sie Alle entkrusten sich heute und werden mystischer, weicher . . ."

„Also giebst Du es zu? Ja, so ist es! Und solche Empfindung, die Alle erfüllt und die Härtesten mit sich reißt, sollte uns kalt lassen, uns, deren Seelen

sich nur darin von den Seelen der Anderen unterscheiden, daß wir rascher und leidenschaftlicher in Schwingung versetzt werden von Dem, was sicherlich einmal Alle in Schwingung versetzen wird? Das ist unsere Mitgift, daß wir den Augenblick solcher großen Empfindung für wichtig halten. Tausende fühlen sie mit, aber sie gleitet ihnen vorbei und rasch legt sich darüber wieder die Schicht der Brutalität, der Körperlichkeit, Dessen, was im gemeinen Sinn wichtig und bedeutend ist. Uns aber ist diese Empfindung ein Ereigniß, wie hegen sie als etwas Eigenstes, nehmen sie unter das Mikroskop und sehen in dem Thautropfen die Welt. Und Etwas, das Alle fühlen, sollte nicht zu gestalten sein? Frage Jenen, der an der Neige des vorigen Jahrhunderts seine ‚Künstler' schrieb; ist an dem Ende des unserigen weniger zu sagen? Er beschrieb den Aufgang des Menschenthums, die Kunst als Führerin auf dem Wege; und zog sich dieser Weg, wie er ihn einst geträumt? Gab es keine Rückfälle? Sind sie unbedeutend? Zum Beispiel — ich bin kein Gelehrter und nehme nur, was mir einfällt —: wir hatten Glückshoffnungen und Freiheitsträume und sie sind vergessen; wir hatten Gefühle von Märchenvölkern, die sich selbst zum Besten regiren, und sie sind vorbei. Unsere Ethik wollte Idealmenschen erziehen, nach dem Ebenbilde Gottes, und heute predigt sie uns Uebermenschenthum und das Recht des Individuums auf seine Wurmstichigkeit, im Namen des Temperaments. Eigentlich weiß ich nicht, warum wir nicht dem Andenken Pelissiers Denkmale errichten; er machte nur von seinem Temperament Gebrauch, als er vierhundert Kabylen in Afrika in eine Höhle trieb und davor ganze Strohladungen anzünden ließ. Christlich sind wir, liebreich sind wir und fressen den Asiaten, weil er nicht christlich gleich uns ist, und gestatten dem Türken, Griechenland zu fressen; denn was ist Hellas? Kein Absatzgebiet. Ja, Moral und Staatsmoral! ... Vor einigen dreißig Jahren war es ein Bürger, der in Amerika die Spartakusrolle übernahm und 900 000 seiner Mitbürger zur Befreiung der Sklaven in den Krieg führte; in unserer Zeit: ich zerschmettere, Du kannst verzinsen, — und wir dürfen stolz sein auf unsere Kultur ... Und wir Künstler, wir vom beflügelten Geist, wir Zukunft- und Adelsmenschen, da sind wir stumm und klexen auf unsere Leinwand nicht Bilder von der brennenden Sehnsucht nach Besserung, sondern Allerlei, was gerade heute die Schule gebietet, oder Verschönerungen, die man an die Tapete hängt. Sag, weißt Du noch, was Gesittung ist? Es soll mich freuen, wenn Du Ja sagst. Früher war das Kriterium in das menschliche Herz gelegt. Wenn es Noth und Elend, Tod und Weh sah, dann sagte es naiv: Hier muß geholfen und gerettet und es darf nicht gerastet werden, denn ich gehöre nicht mir allein, sondern auch den Anderen, — und so half Einer dem Anderen in seiner Weise: Der mit seinem Tagewerk, Der mit seinen Nachtwachen und Der, indem er, weil es sein mußte, auf die Barrikade stieg und sich erschießen ließ. Warum? Hatte er einen Vortheil davon? Gar keinen; er starb und ging für Andere in den Tod. Heute aber, da haben wir den menschlichen Einheitgedanken zersplittert, atomisirt und zerschlagen, so daß nur noch in Atomen von uns ein letzter Strahl leuchtet; die anderen sind nachtschwarz und nennen sich Haß. Sprachen wir nicht früher von Atlas? Nun wohl, denke Dir einen Atlas, der auf seinen Schultern das All trägt, und stell' Dir vor: wie, wenn er, von Lachen geschüttelt, zu der Last oben emporgrinste, in heller Freude über den oben tobenden

Schmerz? Oder denke Dir Einen mit dem Gesichte Galileis, oder des Verbrannten von Konstanz, oder Raskolnikows, der das Weltelend fühlte, wie er gebrochenen Herzens diesen Ball von sich schleudern will, auf dem das schauderhafte Spiel noch immer kein Ende hat ..."

Und der Künstler wurde, während er so sprach, immer aufgeregter, hemmte den Schritt, beschleunigte ihn und sprach wie in persönlichem Leid ... „Doch nein, ich muß mich zur Ruhe zwingen. Am Ende verlangst auch Du vom Künstler Fischblut und es ist auch Dir unfaßbar, daß unsere Natur sich mit dem Allgemeinen identifizirt. Mir werfen ja die Menschen Leidenschaftlichkeit vor und mahnen zur Ruhe ... Nicht so viel Nachtwachen und Cigarettenrauchen: Das erhält gesunder und stärkt das Talent ... Ja, unsere Entwickelung hat eine Kurve beschrieben und sie hat nicht nach oben geführt. Nur hier oder überall in der Welt? Ich weiß es nicht; aber es scheint, im Einzelleben wie im Leben der Gesammtheit währt das Ganzsein nur einen Augenblick. Nur er sieht das Glück; und fügst Du Augenblick zu Augenblick, dann vorüber das Leuchten und Du siehst Abirrung, Rückfall, neuen Kampf."

Sie schritten stumm weiter. „Höre", sagte plötzlich der Aufgeregte wieder, „hätte ich die Kraft dazu, ich wüßte ein Bild. Ich malte ein Zusammentreffen im fernen Aether. Da fliegen zwei Lichter auf einander zu, das eine, einen langen Streifen hinter sich lassend, das andere plötzlich aufglühend; aber während es noch glüht, merkt man das nahe Erlöschen. Und das kleine erbebt beim Anblick des großen und flüstert: ‚Wer bist Du?' ‚Das Jahrhundert. Und Du?' ‚Ich bin der Augenblick.' ‚Ah, Du bists? Dann komm! Daß ich Dich fresse, wie der Walfisch das Infusor, denn Du gehörst mir.' ‚Also nimm mich; aber wisse: ich kann Dein Gewissen werden. Sterben müssen wir Beide und ich neide Dir Dein Dasein nicht.' Ein tiefes Schluchzen; und die leise Stimme spricht weiter: ‚Ah, siehst Du, Du auch! Ich lebe mit den Einzelnen, Du mit den Geschlechtern, aber für Beide ist das Ende gleich; ich sah das Kind, Du hast es zum Riesen aufgezogen ... Und was sind jetzt Darwin, Bismarck, Napoleon? Denn Alles geht in Deinem Schlunde unter, was von mir geboren worden, menschliche Erscheinungen, künstlerische Schöpfungen, geistige Aussaat, alles Prinzip und alles System. Denn Du bis das Massengrab. Du bist der Trichter, durch den Alles hinab sich ins Leere ergießt. Zehntausende lachen und weinen, während ich weile, an Dir aber erstirbt alles Einzelschluchzen, der Mensch zählt nicht mehr, nur die Wirkung seiner Kräfte. Wie viele Funken des Genies, die da in Häuptern aufblitzten, hast Du stetig wach erhalten? Bist Du vom Prometheidenstamm? Welches Glück hast Du verlängert, welche Gluth, welches Sehnen, das sich in Dir erzeugte, bis ans Ende forterben gesehen?'

So sprachen das Jahrhundert und der Augenblick und sahen alles Starke seine Natur von sich abwerfen und zusammenschrumpfen. Und Lodi, Richmond, Sadowa und Sedan, Sankt Helena und Friedrichsruh, Weimar und Königsberg standen dicht bei einander, wie auf einem Leichenfelde, Kreuz an Kreuz. Bis die Glocke erschallte und Beide zusammen starben, das Jahrhundert und der Augenblick, — in einem Augenblick."

Wien. Adolf Gelber.

Silvesterstimmung.

In der heiligen Weihnachtzeit enthüllen sich die arbeiterfreundlichen Herzen der Hüttenbesitzer. Sie lassen ihre Leute die goldene Freiheit genießen, statt sie an den Hammer zu ketten. Seit fünf Jahren gab es aber nicht eine so lange Feierpause wie diesmal. Früher als sonst wurde manche Fabrik geschlossen und länger als sonst darf Jeder ihr fern bleiben. Leider fehlt es in dieser ganzen Zeit auch an Verdienst; denn nur für geleistete Arbeit wird Lohn bezahlt. So ist die Freude über die längeren Ferien nicht ungetrübt. Und doch sind die Arbeiter relativ immerhin noch besser dran als ihre Herren. Der Verkehr stockt, die Ausgaben vermindern sich nur in geringem Maße und es fehlt an Absatz. Das Weihnachtgeschäft war überall schlecht, vielfach erbärmlich. Geldknappheit, Wetterunbill und Sorge um die Zukunft mahnten die Hausväter zur Vorsicht. Nur Bazarwaare findet noch Liebhaber. Es fehlt an der rechten Kauffreude.

Die Herzen haben sich nicht geöffnet und werden, wenn die Konjunkturzeichen nicht trügen, auch ferner verschlossen bleiben. Neugierige Seelchen laben sich an der Hoffnung auf Sensationen; nachdem Sternberg, der große Gründer und kleine Mensch, abgethan ist, kommen die Leiter der Spielhagenbanken an die Reihe und inzwischen wird der Posten Special agitating purposes in der letzten Semestralbilanz der De Beers-Company, der mit 410000 Pfund Sterling auf berliner und kölner Ausgaben entfällt, mißtrauisch beschnüffelt. Die Agitationkosten einer exotischen Bergwerkgesellschaft sollten eigentlich keinen Deutschen kümmern; aber Mancher denkt sichs gar zu schön, wenn er als Entdecker eines heimischen Panama von allen Redlichen gerühmt werden könnte . . . Ein alter deutscher Finanzmann pflegte, wenn er von ehrlichen Leuten hörte, die als Retter des Vaterlandes aus Schmach und Knechtschaft den Lorber sich um das Haupt wanden, an einen Bankier zu erinnern, der jedes Geschäft, von dem er trotz heißestem Bemühen ferngehalten worden war, nach Kräften diskreditirte, in Generalversammlungen die Interessen der Aktionäre hitzig verfocht, sich aber als deren unversöhnlichen Feind zeigte, sobald er mit dem Unternehmen als Gegenkontrahent in Verbindung trat. Der De Beers-Company grollen Alle, deren Reklame-Angebote unbeachtet blieben. Das erklärt manchen Wuthschrei. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht auch ehrlicher Zorn über die vermuthete Korruption zum Ausdruck kam. Die guten Leute wissen nicht, welche Summen selbst die Emission deutscher Werthe heutzutage verschlingt. Viele müssen zum Schweigen, Viele zum Reden gebracht werden. Wohl Denen, die ihre Werthe unter der Hand, ohne hohe Provisionen bewilligen zu müssen, losschlagen können! Wird erst die Oeffentlichkeit in Anspruch genommen, dann haben die Aktionäre es sicher an der Dividendenschmälerung zu spüren. Besonders gefährlich ist es, in fremdem Lande zu arbeiten und sich da die Gunst der Regirenden und des Volkes zu sichern. So hat auch die Schantung-Eisenbahngesellschaft große Opfer zu bringen. Ihr muß aber gerade jetzt an gutem Wetter liegen; denn sie hat ein gefährliches Vorurtheil zu überwinden. Die Feindsäligkeiten der Chinesen gegen die deutschen Eroberungsgelüste werden zu einem beträchtlichen Theil auf die beim Bahnbau auf dem geheiligten Boden Ostasiens erzielten Fortschritte zurückgeführt. Vom ersten April 1901 an wird man auf einer deutschen Eisenbahn von Tsingtau nach Kiautschou fahren können. Das ist eine Strecke

von vierundsiebenzig Kilometern. Nicht nur der Finanzmann und der Ingenieur, sondern auch der Verwaltungbeamte, der Soldat, der Volkserforscher und der Journalist müssen gemeinsam arbeiten, um ein solches Kulturwerk zu fördern.

Die Konkurrenz ist schon jetzt, ehe noch die chinesische Tragikomoedie ihr Ende gefunden hat, kräftig auf den Beinen. Es ist interessant, zu sehen, wie sich da die Leute vereinen, die von den Spenden des Reichssäckels alles Heil erwarten. Die Schantung-Eisenbahngesellschaft arbeitet zwar einstweilen noch mit eigenen Mitteln. Aber sie bringt die gewaltigen Opfer nur in der Erwartung: in dem Augenblick, wo sie nicht mehr eine gute Verzinsung des aufgewandten Kapitals erreichen kann, werde das Reich ihr Hilfe spenden. Die deutschen Dampfergesellschaften, die regelmäßige Fahrten nach Ostasien in ihr Programm aufgenommen haben, erleichtern sich die Arbeit: sie lassen sich von vorn herein eine anständige Subvention zahlen und bauen in dieser Gewißheit neue Schiffe, die einander an Pracht und Eleganz überbieten. Das könnte jeden Deutschen mit Stolz und Freude erfüllen, wenn dieser Vortheil nicht gar zu theuer erkauft werden müßte. In diesen Tagen feiert eine private Spediteurfirma das fünfundzwanzigjährige Jubiläum ihres Bestehens. Sie hat eine Länder und Völker umspannende Thätigkeit entwickelt, — aus eigener Kraft und trotz anfänglich beschränkten Mitteln. Es wäre wirklich nicht nöthig, den Riesenrhedereien besondere Baarzuschüsse zu bewilligen, damit sie zu neuen Fahrten ihre Dampfer rüsten. Wenn sie nicht in sich selbst das Vertrauen setzen, neue Gebiete einem rentablen, regelmäßigen Verkehr erschließen zu können, dann sollte ihnen, denen alte, gute Beziehungen und Empfehlungen die Arbeit erleichtern, auch nicht durch besondere Gratifikationen das Uebergewicht über kleinere Rhedereien gegeben, sollte es nicht der auf die eigene Intelligenz allein bauenden Konkurrenz unmöglich gemacht werden, sich zu behaupten.

Es sieht fast so aus, als sollten Schiffahrtprämien hauptsächlich zu dem Zweck gewährt werden, den deutschen Werften dauernde Beschäftigung zu sichern. Doch die Unglücksfälle, von denen leider unsere Marine immer wieder heimgesucht wird, sorgen ohnehin schon dafür, daß die Schiffsbauanstalten reichliche Arbeit haben. Im vorigen Jahr erwies sich ein großer Ozeandampfer bei der Probefahrt als nicht seetüchtig genug. Trotz allen schönen Worten und äußeren Ehrungen dürfen wir uns nicht verhehlen, daß wir nicht auf der Höhe der Schiffsbautechnik stehen. Es wäre bitter, wenn unsere Kriegsschiffe auf fremden Werften gebaut werden müßten. Aber wenn sie die politische Macht und die wirthschaftliche Kraft Deutschlands schützen sollen, müssen sie eben so seetüchtig wie die englischen Dampfer sein; ist Das bei uns nicht zu erreichen, dann müßten wir seufzend die englische Technik zu Hilfe rufen. Freilich fehlt es uns trotz allen Bewilligungen des Reichstages für Flottenzwecke auch an einer geeigneten Bemannung der Schiffe; da stiftet der Grundsatz des Reiches, ausschließlich nationale Kräfte zu verwenden — ein Grundsatz, den übrigens die Handelsmarine für sich niemals anerkannt hat —, gerade an einem wichtigen Punkt schweren Schaden

*) Hierher paßt eine Stelle aus einem Brief des Herrn Karl Jentsch: „Das Seemannsleben wurde früher trotz seinen unvermeidlichen Härten von kräftigen und abenteuerlustigen Männern genußreich gefunden; ich selbst habe

Die glücklich Gepriesenen, die über große Kapitalien zu verfügen haben, ziehen das Gesicht in Falten. Im ganzen wirthschaftlichen Leben der Nation kein weihnachtliches Leuchten. Wir leben in einer langen, bangen Ferienzeit und immer wieder vernehmen wir Unheilsbotschaften. Die Börse ist schwach und schlaff; jede Anregung fehlt ihr. Die Montanmärkte verharren in Trägheit. Ein Hochofen nach dem anderen muß ausgeblasen werden. Die Konkurrenz auf dem Weltmarkt wird immer schwerer überwindlich; Dänemark, Norwegen, Ostasien und die Türkei stehen fast allein den deutschen Produkten noch offen. Die eine große Hoffnung, die hier längst als trügerisch bezeichnet wurde, die aber alle schwachen Geister bisher aufrecht erhielt, daß nämlich der Kohlenbedarf über die Produktion hinaus anhalten werde, ist nun auch den Blicken entschwunden. In Rheinland-Westfalen muß mit Beginn des neuen Jahres das Nothsystem der Fördereinschränkung wieder eingeführt werden. Im Westen mehren sich die Zwangsverkäufe von Eisenfabrikaten für Rechnung säumiger Abnehmer. Feinbleche, die im Sommer mit 170 bis 180 Mark für die Tonne gekauft waren, müssen für 109 bis 115 Mark losgeschlagen werden. Das Walzdrahtsyndikat, das bisher einen offiziellen Preis von 185 Mark notirte, geht mit seinen Verkäufen auf 150 Mark herab. Der deutsche Walzwerkverband liegt noch in nebelhafter Ferne. Inzwischen, bis er zu Stande gebracht sein wird, häufen sich Arbeiterentlassungen und Betriebseinschränkungen. Eine trostlose Stille lastet auf dem deutschen Wirthschaftleben. Der Schluß des Jahres war schlimm und wir haben in der Silvesterstunde nicht die geringste Hoffnung, daß der Anfang des nächsten besser werden wird.

Lynkeus.

---

noch Matrosen ihre ‚göttliche Freiheit' mit Begeisterung preisen hören. Heute scheint es, wenigstens in der Handelsmarine, begeisterte Seeleute nicht mehr zu geben. Nach dem Zeugniß ganz unverdächtiger, nicht im Mindesten sozialdemokratisch angehauchter Sachkenner haben die Heizer und Trimmer auf den großen Dampfern die Hölle sans phrase, die auf Deck beschäftigten Leute vom Schiffsjungen bis zum Kapitän ein Hundeleben: übermäßige Arbeit in ungemüthlicher Hetze, schlechte Bezahlung, eine unsichere Existenz und eine Verantwortung, die sie die Angst nicht loswerden läßt. Und der Norddeutsche Lloyd zahlt, wie der Staatssekretär Graf Posadowsky am siebenundzwanzigsten November dem Reichstage mitgetheilt hat, ganze 3,6 Prozent Dividende! Für wen wird also die unerhörte Schinderei von den Schiffsmannschaften erduldet? Für ein paar tausend Weltenbummler, denen die Konkurrenz ihre Salons so geräumig, behaglich und luxuriös schafft, daß der Maschinenraum zur Hölle eingeengt werden muß und daß für anständige Bezahlung der Offiziere und Matrosen kein Geld übrig bleibt, für Bummler, die schimpfen, wenn sie zehn Minuten später ankommen als der Dampfer einer konkurrirenden Linie und daher zu wahnsinniger Beschleunigung der Fahrt zwingen, was für Kapitän und Mannschaft wahnsinnige Anstrengung, Angst und Gefahr bedeutet, — Weltenbummler, die absolut nichts zu versäumen haben und um die es nicht schade wäre, wenn sie sämmtlich ins Wasser geworfen würden. Leute, die einen wichtigen und ernsthaften Zweck verfolgen, sind vernünftig und würden mit bescheidenerem Raum, bescheidenerer Ausstattung und langsamerer Fahrt zufrieden sein. Die Zwischendeckpassagiere sollen auch auf den prachtvollen Lloyddampfern oft recht schlecht untergebracht sein."

Hermann von Mittnacht.

Würdig und still, ohne tönende Reden, im Stil einer lange entschwundenen Zeit deutschen politischen Wesens, ist Hermann Freiherr von Mittnacht aus dem amtlichen Wirken in seiner engeren Heimath und im Deutschen Reich geschieden. Ging er freiwillig oder wurde auch er, wie Bismarck, dem er unter allen Ministern der Bundesstaaten am Nächsten stand, hinausgedrängt, weil er unbequem geworden war und sich die Feindschaft der herrschenden Centrumspartei zugezogen hatte? Der Mann, der seit dreißig Jahren Württembergs Ministerpräsident war, ist 1825 geboren, hätte also den Anspruch auf Greisenmuße redlich verdient. Aber er bewarb sich nach der Entlassung aus seinem Amt um einen Sitz im schwäbischen Landtag — die überall wackeren Nationalliberalen haben vorgezogen, ihn fallen zu lassen — und so konnte man schwer glauben, daß er der Politik wirklich müde geworden sei. Auch andere Zeichen wurden beachtet. Der Kaiser, der mit Telegrammen doch nicht knausert, sandte dem letzten Versailler, der noch im Amt war, keinen Abschiedsgruß. Und im Bundesrath, dessen neben und nach Bismarck bedeutendstes Mitglied der Freiherr seit 1870 gewesen war, hielt Graf Posadowsky es für passend, dem Scheidenden ein paar kühle, konventionelle Worte nachzusenden. Vielleicht weiß der Herr, dessen Verhalten im Fall Bueck freilich im Süden besonders schroff verurtheilt worden ist, nicht, wer dieser Mittnacht war, was er in kritischer Stunde für das Reich geleistet hat. In Württemberg geht das Gerücht, er sei berliner Wünschen geopfert worden. Herrn Groeber, dem Führer des schwäbischen Centrums, war der modern empfindende Katholik längst verhaßt und auch bei einer sehr hohen, sehr frommen Dame, die als vortreffliche Frau gerühmt wird, soll er keine Sympathie gefunden haben. In Berlin wurde ihm die Schuld an dem schnellen Wachsen der schwäbischen Volkspartei und der Sozialdemokratie zugeschoben. Hätten die Maßgebenden die Verhältnisse genauer betrachtet, dann hätten sie wohl gemerkt, daß für diese Entwickelung nicht ein Minister verantwortlich zu machen ist. In den größeren Städten und in deren Vororten sammelt sich eben von Jahr zu Jahr eine dichtere Industriearbeiterbevölkerung, die nicht proletarischen Schichten gehören, namentlich in dem vorwiegend protestantischen Altwürttemberg, dem Kleinbürgerthum an, — und so konnten die Wahlergebnisse der letzten Jahre nicht anders sein, als sie waren. Auch hat die berliner Politik der Deutschen Partei das Geschäft nicht gerade erleichtert. Das wird jetzt ja anders werden, denn auf seiner Dinerrundreise ist Graf Bülow auch nach Stuttgart gekommen und hat auch dort, wie wir andächtig lasen, die Grundsätze seiner „nüchternen Realpolitik" erläutert. Da kann es nicht fehlen, Wer nicht merken will, daß im Deutschen Reich Walderssees und der Puppenallee eine stetige, nüchterne Realpolitik getrieben wird, Der verdient nicht, den Kanzler mit Augen zu sehen, den man in den Marinekasinos schon „Ersatz Bismarck" nennt. Die Schwaben werden es merken und der belesene Manager hat bei seiner Heimkehr den Harrenden vielleicht schon mit stolzem Siegerlächeln Bérangers Vers citirt: Un jour les partis signeront la paix entre deux rôtis. Jeder muß ihm bezeugen, daß er von ganz anderem Schlage ist als der Freiherr von Mittnacht. Dafür ist über ihn auch täglich mindestens ein Hymnus zu lesen; und der kluge, taktvolle, ernsthafte Schwabe, der dem Reich ins Leben half und ein sorgsamer Pfleger blieb, ist ganz altmodisch ohne Sang und Klang [illegible] dem Schauplatz tüchtiger Thaten geschieden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA